COMPACTGeschichte

MAGAZIN FÜR SOUVERÄNITÄT

COMPACT-Geschichte Nr. 1 | 8,80 EUR (D) · compact-online.de

Jan von Flocken

1000 Jahre Deutsches Reich

Unsere Geschichte, unsere Leistungen, unser Stolz

4 191133 208800 01

Das Regnum Teutonicum entsteht

Die neuen Herren des Abendlandes

Eine deutsche Idee spaltet Europa

Deutschland spielt die zweite Geige

Auf steinigem Pfad zum Einheitsstaat

Vorwort

Heinrich Heine, der große Spötter und ätzende Kritiker jüdischer Herkunft, war gleichzeitig ein inniger Patriot. Was er über sein deutsches Vaterland schrieb, würde ihn heute zum Rechtsextremisten stempeln. Wenn Heine etwas hasste, dann Zensur und geistige Bevormundung.

Das bekannteste Werk von Heinrich Heine (1797–1856), Deutschland ein Wintermärchen, war das Bekenntnis eines Exilanten zu seiner Heimat: «Pflanzt die schwarz-rot-goldne Fahne auf die Höhe des deutschen Gedankens, macht sie zur Standarte des freien Menschtums, und ich will mein bestes Herzblut für sie hingeben.» Bild: Moritz Daniel Oppenheim, Public domain, Wikimedia Commons, bridgemanart.com

Das Schloss zu Heidelberg galt einst als prächtigster Renaissancebau in ganz Deutschland. Seit 1693 ist es nur noch eine – obgleich imposante – Ruine. Wenn man heute auf einem Neckar-Dampfer am Schlossrudiment vorbeidümpelt, dann wird per Tonband erklärt, weiland sei das Gebäude «zerstört» und hernach «wegen Unbewohnbarkeit aufgegeben» worden. Was mag diese Zerstörung wohl verursacht haben? Ein Erdbeben vielleicht, ein Vulkanausbruch, Blitzschlag oder Hochwasser? Auch offizielle Schlossführer schweigen darüber.

Um das Geheimnis zu lüften: Das Schloss wurde auf Befehl des «Sonnenkönigs» Ludwig XIV. von französischen Soldaten in Schutt und Asche gelegt. Die hatten Übung darin, weil sie schon seit 1688 die wehrlose Pfalz und das Rheinland verwüsteten. Aber diese Tatsache scheut man sich heutzutage in Deutschland zu erwähnen, es könnte womöglich den Nachbarn (und staatlich verordneten Busenfreund) Frankreich verprellen.

Was ist geschehen mit diesem Land, das sich seiner Geschichte so inbrünstig schämt? Wo liegen die Wurzeln dafür, dass selbst die Zerstörung eines Schlosses durch fremdländische Soldateska heute schamvoll verschwiegen und kaschiert wird? Warum diese Scheu vor unserem Tausendjährigen Reich? Ein schwer belasteter Terminus, gewiss. Aber die Behauptung, Adolf Hitler habe den Deutschen weiland eine 1000-jährige NS-Herrschaft versprochen, entspringt der Unkenntnis von Historikern und der notorischen Denkfaulheit von Journalisten. Wenn die Nationalsozialisten vom Tausendjährigen Reich sprachen, war jenes im Jahre 919 gegründete deutsche Kaiserreich gemeint, dessen Traditionen sie (mit welcher Berechtigung auch immer) fortsetzen wollten.

Warum schämt sich unser Land seiner eigenen Geschichte?

Vielleicht existiert ein spezielles Depressionsgen der Deutschen, das sie ihre eigene Vergangenheit so düster wahrnehmen lässt. Heinrich Heine konstatierte vor gut 150 Jahren:

«Franzosen und Briten sind von Natur
Ganz ohne Gemüt; Gemüt hat nur
Der Deutsche, er wird gemütlich bleiben
Sogar im terroristischen Treiben.»

Diese Zeilen enthalten nicht nur triefenden Hohn, sondern auch ein Quentchen Anerkennung für die friedfertige Grundeinstellung unseres Volkes. Es ist ein ebenso verstecktes Lob wie der Witz bolschewistischer Massenmörder, die deutschen Revolutionäre würden vor Erstürmung eines Bahnhofes erst noch eine Bahnsteigkarte kaufen. Der Deutsche galt im Ausland lange Zeit als gutmütiger, weltfremder Trottel.

Im 19. Jahrhundert wurde es Mode, den Nationalcharakter eines Volkes in Symbolfiguren zu kennzeichnen. So entstand der britische «John Bull», ein ruppiger Typ in Schaftstiefeln mit Türstehervi-

sage, in Frankreich die verführerische, blankbusige «Marianne» und in den USA der «Uncle Sam» mit seinem Knüppel allgemeiner Weltbeglückung in der Faust. Verkörperung des Deutschen hingegen war «Michel», der unter seiner Schlafmütze leicht verdattert in die Welt schaut, stets gewillt, von seinen Nachbarn jedwede Gemeinheit hinzunehmen und sich dafür auch noch zu bedanken. Heinrich Heine kommentierte:

«Michel! Fallen dir die Schuppen
Von den Augen? Merkst du itzt,
Dass man dir die besten Suppen
Vor dem Auge wegstibizt?»

John, Marianne und Sam blieben viele Jahre ihrem Charakter treu, nur der Michel änderte sich plötzlich. Er rieb sich allen Schlafsand aus den Lidern, wurde stark und erwachsen, besorgte sich sogar seinerseits einen Knüppel. Also nahm Heine wieder die Feder und schrieb:

«Deutschland ist noch ein kleines Kind,
Doch die Sonne ist seine Amme,
Sie säugt es nicht mit stiller Milch,
Sie säugt es mit wilder Flamme.

Bei solcher Nahrung wächst man schnell
Und es kocht das Blut in den Adern,
Ihr Nachbarskinder hütet euch,
Mit dem jungen Burschen zu hadern.»

Und als dieser junge Bursche dann auch noch Soldaten ausbildete, um seine Grenzen zu sichern, und eine Flotte baute, um seine Handelswege zu schützen, da riefen John, Marianne und Sam 1914 den russischen Bären zu Hilfe, um einen Weltkrieg vom Zaun zu brechen. Denn sie wollten ja ihren alten, treudoofen und bequemen Michel wiederhaben.

Heute, zwei Weltkriege später, ist er wieder da. Schon in der Schule lernen die Kinder, dass man fremde Besatzungssoldaten, Massenvergewaltiger und Bombenschützen als Befreier zu bejubeln hat und dass der deutsche Michel nicht nur eine Schlafmütze trägt, sondern auch zum größten Verbrecher der Menschheitsgeschichte mutiert ist. Und weil der Deutsche endlich wieder zu seiner einfältigen Demut gefunden hat, darf er als Belohnung – selbstredend unter ausländischem Kommando – in Mittelasien ein bisschen Krieg führen.

Um eben dieses Michel-Deutschland und seine Geschichte geht es hier. Unser Vaterland hat in den 1000 Jahren seiner Geschichte vor 1933 keine Scheusale wie Zar Iwan den Schrecklichen, keine geifernden Hassprediger wie Robespierre, keine Bartholomäusnacht, keine barbarischen Gewaltherrscher wie Heinrich VIII. oder Gangsterbosse wie Al Capone hervorgebracht. Gerade deshalb lohnt es sich, Michels Vergangenheit zu beleuchten. Denn Heinrich Heine wusste auch:

«Deutschland hat ewigen Bestand,
Es ist ein kerngesundes Land!
Mit seinen Eichen, seinen Linden
Werd' ich es immer wiederfinden.» ■

Diese 12,5 Meter hohe Germania ist Teil des 1883 eingeweihten Niederwalddenkmals bei Rüdesheim am Rhein. Foto: Oliver Haub, visibi.de, CC BY-SA 2.5, Wikimedia Commons

Der deutsche Michel darf wieder Krieg führen.

Heidelberg – hier der Blick vom Schloss – ist seit etwa 2.500 Jahren besiedelt. Insbesondere in den USA ist die Stadt heute ein Synonym für Deutschland. Foto: jakubtravelphoto, shutterstock.com

Das Regnum Teutonicum entsteht

_ 1. Kapitel

Das Erbe Karls des Großen wird großzügig verteilt, man erprobt neue Sprachen. Deutschlands erste Einheit kommt 955 auf dem Schlachtfeld zustande – ewiges Verdienst des großen Kaisers Otto I.

Konrad I. (um 881–918), hier dargestellt von Karl Ballenberger 1836, war ab 906 Herzog von Franken und von 911 bis 918 König des Ostfrankenreichs. Bild: picture alliance / akg-images

Deutschlands Geschichte mit Hermann dem Cherusker und der Schlacht im Teutoburger Wald einzuleiten, besitzt durchaus Reiz. Es wäre aber genauso unsinnig, wie Italiens Historie mit den Zwillingen Romulus und Remus zu beginnen. Zwischen Germanen und Deutschen sowie Römern und Italienern gibt es ein ungefähres territoriales Bindeglied, eine rudimentäre sprachliche Verwandtschaft, aber mehr nicht. Auch wissen wir wenig Genaues über unsere angeblich so trinkfesten und streitlustigen Vorfahren. Was etwa der römische Historiker Cornelius Tacitus in seiner *Germania* vor 2000 Jahren niederschrieb, beruhte großenteils auf Hörensagen. Ebenso diffus bleiben Autoren wie der Reiseschriftsteller Strabon, der zu eben jener Zeit notierte, die Germanen würden sich «durch den höheren Grad an Wildheit, Körpergröße und Blondheit» von anderen Völkerstämmen unterscheiden!

Der Name «Germani» wird erstmals in den *Fasti capitolini*, einem römischen Beamtenregister aus dem Jahre 222 v. Chr. erwähnt. Er stammt aus der keltischen Sprache und kann am wahrscheinlichsten als «Bewohner eines Waldlandes» gedeutet werden. So nannten die Gallier ihre Nachbarn rechts des Rheins, weil diese nicht in Städten, sondern in waldumstandenen Einzelgehöften wohnten.

Die Vandalen stehen fälschlich für Vandalismus.

Von den Germanen haben sich bis heute nur einige charakteristische Bezeichnungen im kollektiven Gedächtnis gehalten. So blieb vom Treiben der Ost- und Westgoten immerhin ein Kunststil namens «Gotik» erhalten, ein Terminus, der Anfang des 18. Jahrhunderts geprägt wurde. Und von dem germanischen Volk der Vandalen stammen Begriffe wie «Vandalismus» oder «Vandalentum» als Synonym für rohe, sinnlose Zerstörungen. Nun haben zwar die Vandalen im Jahre 455 n. Chr. Rom geplündert, benahmen sich dabei aber weder grausamer noch gewalttätiger als vor ihnen die Gallier und

In der Schlacht auf dem Lechfeld am 10. August 955 vertrieb Otto der Große die eingefallenen Ungarn. Hier dargestellt von Michael Echter 1860. Bild: picture-alliance / akg-images

Aachen – hier das achteckige Innere des Domes – war Hauptresidenz von Karl dem Großen (747 oder 748–814). Die Stadt blieb bis ins 16. Jahrhundert Krönungsort der deutschen Könige. Foto: matthi, shutterstock.com

Wir sind deutsch bedeutet: Wir sind das Volk!

Karl der Große war von 768–814 Kaiser. Bild: Everett Historical, shutterstock.com

nach ihnen die Byzantiner oder Spanier. Den Begriff prägte übrigens 1794 ein französischer Bischof, um das Wüten des Pariser Revolutionspöbels zu kennzeichnen.

Schließlich gibt es noch einen weiterwirkenden sprachlichen Überrest in Gestalt der Angeln und Sachsen, zweier Germanenstämme, die im Wesergebiet und in Schleswig siedelten, Mitte des 5. Jahrhunderts n. Chr. auf die Britische Insel auswanderten und dort eine eigenständige Kultur begründeten. Als «Anglo-Saxons» wurden so ausgerechnet Germanen bis heute zum Synonym für Engländer.

Wenn überhaupt etwas sich wie ein roter Faden durch die antiken Überlieferungen zum Thema Germanen zieht, dann zahlreiche Berichte von der ständigen Zwietracht zwischen den einzelnen Stämmen sowie über ihre Unfähigkeit, sich dauerhaft miteinander zu liieren. Daraus ein Leitmotiv deutscher Geschichte zu konstruieren, wäre freilich genauso verfehlt, wie die Behauptung, zwischen Martin Luther und Adolf Hitler hätte eine geistige Kontinuität bestanden. Dass Letzteres von manchen Historikern versucht wurde, sagt nichts über den Wahrheitsgehalt dieser These aus.

Lassen wir also Cherusker, Teutonen, Nibelungen, Goten und Vandalen nebst Völkerwanderung und Hunnenkriegen im Dunkel unserer Frühgeschichte.

Man schrieb das Jahr 786, als Wigbod, Kaplan Karls des Großen, dem Papst in Rom von einer Synode berichtete. Fast entschuldigend fügte Wigbod hinzu, die Beschlüsse dieser Kirchenversammlung seien nicht nur in Latein, sondern auch in «theodisce» verlesen worden. Vielleicht wollte er den römischen Herren damit zu verstehen geben, dass neben der lateinischen Verkehrssprache hierzulande noch ein weiteres wichtiges Idiom existierte. Das von Wigbod vornehm latinisierte «theodisce» stammte vom gotischen Wort «thiudisk», was so viel wie volksmäßig oder dem Volke zugehörig bedeutete. Daraus wurde später «diutisk» und über weitere etymologische Umwege «deutsch». Wenn man also sagte: Wir sind deutsch, dann hieß das auch: «Wir sind das Volk».

Wann die Geschichte eines Volkes beginnt, ist eine der problematischsten historischen Fragen. Nimmt man die ersten Geschehnisse als Maßstab, die sich abzeichnen, einen Sinn erhalten und bildhaft erkennbar werden, von denen Zeugnisse oder sogar Einrichtungen erhalten sind? «Gewalt, Ängste und Nahrungsnot leiten die Geschichte eines jeden Volkes ein», schreibt Friedrich Sieburg in seinem Kompendium über Frankreichs Vergangenheit. Jedes feste Datum wäre unter diesem Blickwinkel willkürlich gewählt. Und doch braucht man eine Jahreszahl gleichsam als Wanderstab, um das Terrain der Geschichte eines Volkes zu durchmessen. Denn «Jemand, der nicht weiß, wo

er herkommt, kann auch nicht wissen, wo er hinwill. Er verliert die Orientierung, die Selbstgewissheit, den Lebensmut», so Thea Dorn und Richard Wagner in ihrem Werk über *Die deutsche Seele*.

In Übereinstimmung mit den meisten Gelehrten kann man den Gründungszeitpunkt des deutschen Reiches ins Jahr 919 versetzen. Doch wie jede Geschichte hat auch diese ihre Vorgeschichte. Es waren die Erben des Frankenkaisers Karl des Großen, denen es vorbehalten blieb, die Grenze zwischen den emporkeimenden Staaten Frankreich und Deutschland zu ziehen. Ständig im Streit, schwuren sie sich ständig ewige Treue. 842 in Straßburg geschah es, dass die feindlichen Brüder Karl («der Kahle» genannt) und Ludwig (Beiname «der Deutsche») sich wieder einmal feierlich einigten. «Aus Liebe zu Gott sowie zu des christlichen Volkes und unser beider künftigem Heil» sollte dies geschehen. Karl sagte: «Pro Deo amur et pro Christian poblo et nostro commun saluament.» Ludwig sprach: «In Godes minna ind in thes Christianes folches ind unser bedhero gealtnissi.» Die beiden brauchten mit Sicherheit einen Dolmetscher. Man hört schon das künftige Deutsch und Französisch aus diesen sogenannten Straßburger Eidschwüren.

Ein Jahr später, im August 843, wurde das Erbe Karl des Großen im Vertrag zu Verdun endgültig geteilt. Karl erhielt das westliche «Frankenreich», Ludwig das rechtsrheinische Gebiet und dazu die Städte Speyer, Worms und Mainz, weil er den dort angebauten Wein so sehr liebte. Lothar, der dritte Bruder, regierte ein seltsam langgestrecktes Zwischenreich, das von den Niederlanden bis nach Korsika reichte und spöttisch als «Kegelbahn» bezeichnet wurde. Seine Brüder nahmen Lothars Sohn 870 das Ganze weg und teilten es wiederum. Ludwig der Deutsche besaß nun ein Territorium, das zwar offiziell noch «Ostfränkisches Reich» hieß, aber immer öfter Deutschland genannt wurde. Dazu gehörten Städte wie Hamburg und Köln, Magdeburg und Erfurt, Ulm und Konstanz, Aachen und Halberstadt.

König Ludwig liebte Wein aus Worms und Speyer

Vielleicht tut man den letzten Karolingern Unrecht, wenn man sie als dekadent bezeichnet, aber Fehler in ihrer Politik machten sie übergenug. Traurigster Höhepunkt war im Jahre 899 die Erhebung des siebenjährigen Knaben Ludwig zum Deutschen König. Im Reich ging es drunter und drüber, weil niemand dieses Kind ernst nahm. Die fünf mächtigen Stammesherzöge (Sachsen, Schwaben, Bayern, Franken und Lothringen) bekriegten sich in

Ende des Frankenreichs

Ab 831 begannen die Söhne Ludwigs des Frommen mit der Teilung des Reiches Karls des Großen.

Vertrag von Verdun 843

Reich Lothars I.
Reich Ludwigs d. Deutschen
Reich Karls II. d. Kahlen

Vertrag von Meerssen 870

Reich Ludwigs d. Deutschen
Reich Karls II. d. Kahlen
Reich Ludwigs II.

Verträge von Verdun und Ribemont 879/880

Reich Ludwigs d. Deutschen
Reich Karls II. d. Kahlen
Reich Ludwigs II.
Gesamtreich Karls III. 887

Grafik: COMPACT

Reiterkrieger mit Bandhelmen, Kettenhemden und Rundschilden im Leidener Makkabäer-Codex, um 925. Bild: Public Domain, Wikimedia

blutigen Fehden; eine zentrale Staatsgewalt, dem Wesen des Frühfeudalismus ohnehin wesensfremd, existierte nicht mehr.

Zum Glück starb Ludwig schon 911. Fortan wählten sich die deutschen Fürsten den Herrscher aus ihren Reihen. Der erste, Herzog Konrad von Franken, wurde Ende 911 zu Forchheim gekürt und versuchte die restlichen sieben Jahre seines Lebens, das Land zu einigen. Das gelang ihm zwar nicht, aber er tat dafür kurz vor seinem Tod einen Schritt, der ihn als klugen Politiker auszeichnet. Konrad veranlasste 919 seinen Bruder, die Königskrone dem Herzog Heinrich von Sachsen anzutragen. Dieser war bisher Konrads größter Widersacher und Plagegeist gewesen. Jetzt sollte dieser hohe Herr am eigenen Leibe erfahren, was es bedeutete, König zu sein.

Die Legende machte aus Heinrich I. einen Vogelfänger.

Heinrich dem Vogler wird die deutsche Königskrone dargebracht. Das Gemälde von Hermann Vogel (1854–1921) um 1900 aus dem Festsaal des Quedlinburger Rathauses diente als Vorlage für dieses Zigarettenbildchen. Bild: CC0, Wikimedia

Das Jahr 919 war für die deutsche Geschichte immerhin so einprägsam, dass man es mit einer äußerst populären (aber leider unzutreffenden) Anekdote ausschmückte. Der 42-jährige Herzog Heinrich soll bei Quedlinburg im Harz vor einer Scheune gesessen und Singvögel in einem Netz gefangen haben. Bei dieser für Adlige eher unstandesgemäßen Beschäftigung habe ihn eine Delegation angetroffen und feierlich die Königskrone angeboten. Das Ungewöhnliche bestand wohl eher darin, dass mit Heinrich I. am 14. April 919 der Herzog eines Volkes gewählt wurde, welches erst 100 Jahre zuvor gewaltsam dem Frankenreich Karls des Großen und dem Christentum unterworfen worden war. Die einst so widerspenstigen Sachsen (nicht identisch mit dem heutigen Bundesland, sondern in Niedersachsen siedelnd) waren zum Vorreiter der deutschen Einheit geworden, denn außer ihnen wollten nur noch die Franken den neuen Monarchen Heinrich I. anerkennen.

Der Mann aus dem Norden war vor allem in Bayern nicht wohlgelitten. «Was will der Sachse in unserem Land, wo seine Väter keinen Fußbreit Landes besessen haben?», schimpfte Bayernherzog Arnulf der Böse. Erst 921 ließ er sich von Heinrichs Argumenten überzeugen, nachdem er ihn vorher vergeblich zum ritterlichen Zweikampf gefordert hatte.

Heinrich I. war kein Kriegsheld mittelalterlichen Zuschnitts, ihn zeichnete vielmehr ein ruhiger, maßvoller und praktischer Sinn aus. Er fügte sich dem Unabänderlichen und vermied – stets das Erreichbare im Auge haltend – alle ausufernden «idealen» Ziele. Als Politiker hätte er Vorbild werden können für seine Nachfolger, welche glaubten, nur mit einer römischen Kaiserkrone bedeutende Herrscher zu sein. Ohne Feldgeschrei und Waffengeklirr, Feuer und Schwert ging es allerdings auch bei Heinrich I. nicht ab, doch seine bedeutendsten Erfolge waren eher diplomatisch-ökonomischer Natur. Leider hin-

terließ er aus seinen 17 Königsjahren nur 41 Urkunden, sodass wir nicht sehr viel Detailliertes über den Mann wissen.

Bedeutsame Verträge wurden schon vor mehr als 1000 Jahren in Bonn geschlossen. Dort traf sich Heinrich mit Frankreichs König Karl (der den bezeichnenden Beinamen «der Einfältige» trug) und veranlasste den Karolinger im November 921 zum Verzicht seiner Dynastie auf den deutschen Ostteil des ehemaligen Franken-Imperiums. Böse Zungen behaupteten, der als trinkfest bekannte Deutsche habe seinen französischen Amtsbruder in Bonn regelrecht unter den Tisch gesoffen. Wie dem auch sei, jenes 920 erstmals erwähnte «Regnum Teutonicum», der frühfeudale deutsche Staat, der als Realität schon 80 Jahre zuvor existierte, wurde somit juristisch festgeschrieben.

Schwieriger war der Umgang mit den bogenschießenden Reiterhorden der Magyaren, die Jahr für Jahr aus den Wäldern im Osten hervorbrachen. «Alles, wohin sie kamen, wurde verwüstet… alt und jung, Mann und Frau erschlagen», klagte ein zeitgenössischer Chronist. Heinrich schloss mit den wilden Ungarn 924 einen neunjährigen Waffenstillstand (was ihn ebenso viel Geld wie Überredungskunst kostete) und nutzte die Zeit weidlich. Das Heer verstärkte er vor allem mit gepanzerten Reitern, ließ für die Bevölkerung im Grenzgebiet Fluchtburgen wie Nordhausen und Merseburg errichten. Ganz nebenbei führte der König 928 seine Männer über die zugefrorene Havel und eroberte die slawische Festung Brennabor (Brandenburg). Ein Jahr später wurde Meißen gegründet.

Den Ungarn erging es im März 933 beim Dorf Riade an der Unstrut schlecht, als sie auf die Idee verfielen, des Königs Ritter und Knechte durch einen Hinterhalt anzugreifen.

«Nun auf, ihr Volksgenossen,
Nun waffnet Haupt und Arm,
Auf flinken Steppenrossen
Naht her der Ungarn Schwarm.
Du, König Heinrich, lenk die Schlacht,
Und scheuch den Feind mit Schwertesmacht
In seine Pußtasümpfe.»

ereiferte sich noch 956 Jahre später der sächsische Lyriker Albert Möser.

Doch kehren wir zurück zum Datum von 919. Mag dieses Jahr pragmatisch gewählt sein – es scheint folgerichtig, das damalige Geschehen als Ausgangspunkt einer Entwicklung zu sehen, die das Werden des deutschen Feudalstaates wesentlich bestimmte. Heinrich I. gelang es, das Auseinanderbrechen dieses noch sehr fragilen Staates erfolgreich zu verhindern. Er legte den Grundstein, auf dem seine

Im Vertrag von Verdun teilten die drei überlebenden Söhne Ludwigs des Frommen 843 das Frankenreich unter sich auf. Aus dem östlichen Reich Ludwigs des Deutschen entstand das spätere Heilige Römische Reich Deutscher Nation. *Bild: picture-alliance / akg-images*

In Bonn trank man den Franzosen unter den Tisch.

Die Krone des Reiches

«Ihre Herkunft ist noch immer umstritten. Kaiser Konrad II. ließ dem Gefüge der acht mit Juwelen und Emaille geschmückten (ungleichen) Bodenplatten mit einem Bügel neuen Halt geben und diesen mit einer Perlenschrift seines Namens und Titels versehen. (…) Kam das Kleinod 1034 mit dem burgundischen Erbe seiner Gemahlin Gisela in den Besitz dieses deutschen Königs und Kaisers? Oder stimmt die Überlieferung, schon Otto I. habe die Krone kurz nach 955 den berühmten Klosterwerkstätten auf der Insel Reichenau in Auftrag gegeben? Seltsamerweise erscheint sie auf keiner Kaiserdarstellung des zehnten und elften Jahrhunderts. (…) Erst im Jahrhundert Karls IV. wird sie zum selbstverständlichen Requisit des Kaiser-Bildes.» (Carl Ernst Köhne, *Sie trugen die Krone. Lebensbilder aller Kaiser und Könige des tausendjährigen Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation*, Limburg an der Lahn, 1987)

Diese – nachträglich veränderte – Krone trugen Könige des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation ab dem 10. Jahrhundert. Foto: Public domain, Wikimedia Commons

Nachfolger ab 936 weiterbauen konnten. Zur Jahrtausendwende erblickte man schließlich wichtige Wesenszüge eines Reiches, dessen Charakter deutsche Nationalität und deutsches Volk prägen sollten. Heinrich selbst schuf dafür eine wichtige Voraussetzung, als er in der Quedlinburger Hausordnung vom September 929 seinen 17-jährigen Sohn Otto zum Nachfolger in der Königswürde bestimmte. Dieser erste Ansatz zur Installierung einer Erbmonarchie sicherte über Heinrichs Tod hinaus Unteilbarkeit und sicheren Bestand des Staates der Deutschen.

Deutschlands erste Einheit entstand auf dem Schlachtfeld.

Ab 936 baute Otto I., mit Recht der Große genannt, die Zentralgewalt sowie den Einfluss des Deutschen Reiches nach außen weiter aus. Nachdem die Ungarn 955 in der Schlacht auf dem Lechfeld südlich von Augsburg geschlagen und ihre Macht für immer gebrochen worden war, orientierte Otto seine Politik auf Italien. 962 ließ er sich nach alter karolingischer Tradition vom Papst zum Römisch-Deutschen Kaiser krönen. Einflussreiche kirchliche Kreise empfanden dies als Demütigung, weil damit der Kaiser sich über den Stellvertreter Gottes auf Erden gestellt habe. Es begann ein Zeitalter, das von der Rivalität zwischen Papsttum und Kaisern geprägt wurde. Die Italienzüge und Kreuzfahrten richteten den Blick des Herrschers zunehmend nach Süden. Eine andere Stoßrichtung ging nach Osten. Mehrere Feldzüge Ottos gegen die Slawen leiteten ein erstes Kapitel deutscher Ostexpansion ein, das für die folgenden Jahrhunderte die Stellung des Reiches in Europa festigen sollte.

Der Magdeburger Reiter entstand etwa 1240 und steht heute im Museum der Stadt. Das Monument auf dem Alten Markt ist eine Nachbildung. Foto: stockvideoshooter, shutterstock,com

Denn der endgültige Sieg über die Ungarn war nicht nur von militärischer Bedeutung. Diese erste Beseitigung einer äußeren Gefahr, unter der fast alle gelitten hatten, ließ im Reich der Deutschen auch außerhalb der Adelskreise ein Gefühl der Verbundenheit entstehen. Die politische Einheit begann den Menschen langsam bewusst zu werden. Seine glanzvollste Wegstrecke hatte das Regnum Teutonicum aber noch vor sich. ■

Quedlinburg im Harz war vom 10. bis zum 12. Jahrhundert Sitz der Königspfalz. Seit 1994 ist die Stadt Unesco-Weltkulturerbe. Foto: anyaivanova, shutterstock.com

Heiliges Römisches Reich
um das Jahr 1000

- Grenze des Reiches 972 (Otto I.)
- Grenze 1032 (Konrad II.)
- Regnum Teutonicum
- Regnum Italeum
- Geistliches Gebiet
- Marken

Grafik: COMPACT

Den Kriegern folgten Mönche und Bauern

_ 2. Kapitel

Der Kolonisationszug vieler Deutscher ging gen Osten – aber nicht als Bittsteller und auch nicht als Eroberer, sondern als Kulturvermittler. Heinrich der Löwe setzte den entscheidenden Markstein, und mit ihm kam auch der Wohlstand.

Mitten im Winter der Jahreswende 928/29 zog eine deutsche Heerschar durch das Gebiet der slawischen Daleminzier. Wo heute sächsische Städte wie Chemnitz, Döbeln und Oschatz liegen, führte vor fast 1.100 Jahren König Heinrich I. Krieg. Zur ungewohnten Winterzeit, als Kampfhandlungen meist ruhten, stritt er mit seinen Rittern gegen die Elbslawen, um die östliche Grenze des Reiches zu sichern. Damit dieses Vorhaben nicht auf Dauer scheiterte, ließ der König Stützpunkte errichten. So entstand auch die Burg Misni, aus der später Meißen wurde. Der Chronist Thietmar von Merseburg berichtet: «Hier ließ er einen nahe der Elbe gelegenen, mit dichtem Wald bestandenen Berg roden und gründete dort eine Burg, die er nach einem an der Nordseite vorbeifließenden Bache "Misni" nannte.» Vor dem Areal der entstehenden Burg mussten die bereits besiegten Slawen dem König Tribut zahlen.

Meißen wurde einige Jahre später Sitz eines Markgrafen. 937 betraute Otto der Große den Sachsen Gero mit der Grenzwacht gegen die Slawen. Es entstanden die Mark Lausitz, die Nordmark und die

Evangeliar Otto III. der Buchmalerei der Reichenauer Schule um 1000: Slavinia, Germania, Gallia und Roma – die vier Personifikationen des Reiches – huldigen Kaiser Otto III. Bild: The Yorck Project, Meister der Reichenauer Schule, Public domain, Wikimedia Commons

Burgen bildeten die Grenzwacht gegen die Slawen.

Das Kloster Chorin wurde 1258 von den damals in der Mark Brandenburg regierenden askanischen Markgrafen Johann I. und Otto III. gegründet. Foto: Peter Probst, shutterstock.com

Bild links: Szene aus dem Heidelberger Sachsenspiegel, die die deutsche Ostsiedlung um 1300 darstellt. Im oberen Bildteil erhält ein Locator (mit Hut) eine Gründungsurkunde von einem Grundherrn und beginnt mit dem Aufbau eines Dorfes. Im unteren Bildteil agiert er als Richter. Bild: Eike von Repgow, Public domain, Wikimedia Commons

Bild rechts: Heinrich der Löwe, Herzog von Sachsen und Bayern, bezwingt die Wenden an der Ostsee. Radierung von Berhard Rode (1725–1797). Bild: picture alliance / akg-images

Braunschweig: Heinrich der Löwe auf dem Heinrichsbrunnen. Foto: Brunswyk, CC-BY-SA-3.0, Wikimedia Commons

Mark der Billunger an der Elbe. Zusammen mit der Meißner Mark war dies in etwa das Gebiet, auf dem einstmals die DDR lag, Thüringen ausgenommen.

Mit der Errichtung des Erzbistums Magdeburg gründete Otto I. 968 ein Zentrum der christlichen Kirche im ostelbischen Raum bis zur Oder. Zu Magdeburg gehörten die Bistümer Brandenburg, Havelberg, Meißen und Zeitz. Aber des Kaisers Vorstellungen griffen wesentlich weiter aus. Er entsandte den Mönch Adalbert, einen böhmischen Fürstensohn, nach Russland, um dieses Gebiet (übrigens auf Wunsch der Kiewer Großfürstin Olga) für die mitteleuropäische Kultur zu gewinnen. Wäre Adalberts Mission geglückt, hätte die Geschichte des Abendlandes einen anderen Verlauf genommen. Doch der Mönch scheiterte, weil in Kiew bereits byzantinisch-orthodoxe Prediger das Terrain besetzt hatten. Umso wichtiger schien es nun, die benachbarten Westslawen jenseits der Oder zu gewinnen.

Der Polenfürst Mieszko I. versuchte seinerseits, die Slawen zwischen Oder und Elbe zu unterwerfen. Er gehörte zu den Inspiratoren der heutzutage gern verschwiegenen polnischen Westexpansion, welche sich nicht minder aggressiver Mittel bediente als die deutsche in Richtung Osten. Doch Mieszko war der Hartnäckigkeit von Markgraf Gero nicht gewachsen und musste mit ihm einen Vertrag schließen, der die Oberhoheit des Kaisers anerkannte. 966 trat der Pole sogar zum Christentum über.

Diese erste Etappe der deutschen Ostexpansion verlief häufig gewaltsam. Slawische Stämme zwischen Elbe und Oder (Obotriten, Wilzen, Heveller und Daleminzier) wehrten sich gegen ihre Unterwerfung und die damit verbundene Christianisierung.

Deutschland war damals nicht so bevölkerungsreich, um das eroberte Gebiet dauerhaft kolonisieren zu können. Der große Slawenaufstand von 983 hatte den Verlust aller nördlichen Marken zur Folge; nur Meißen und ein Teil der Lausitz konnten behauptet werden. Damit war der erste Versuch einer territorialen Ausdehnung nach Osten gescheitert.

Adalberts Russland-Mission hätte den Lauf der Geschicht verändert.

Es fehlt bis heute nicht an Theorien, die den geschilderten Zug nach Osten mit einer spezifisch deutschen Aggressivität und Eroberungsgier erklärten, welche dann in Hitlers «Überfall» auf die Sowjetunion 1941 ihren folgerichtigen Höhepunkt erreicht habe. Dabei wird übersehen, dass ausnahmslos allen Feudalstaaten die Tendenz zur Expansion innewohnte. Deutschland sah sich dabei in einer besonders komplizierten Lage, weil dieses Land der Geschlossenheit natürlich geschützter Grenzen entbehrte, wie sie beispiels-

weise Frankreich, Spanien und vollends England besaßen. «Ohne natürliche Grenzen und folglich ohne Schutz, leichte Beute für alle Eindringlinge, dem unmittelbaren Zugriff des chaotischen Balkans ausgesetzt, musste Deutschland allein dem Gewicht der gewaltigen slawischen Massen standhalten, deren Unendlichkeit es zugleich bedrückt und anzieht», beschreibt der französische Historiker Bernard Nuss das Dilemma. «Uneinig, von allen Seiten eingezwängt, ohne Fluchtmöglichkeit nach Norden, wo die Meere Einhalt gebieten, nach Süden, wo die Berge den Weg versperren, nach Osten, wo man an zähen Menschenmassen hängen bleibt oder nach Westen, wo starke Feinde auf der Lauer lagen, gab es für Deutschland nur einen Ausweg, den Rückzug auf sich selbst.»

Anfangs verfügte man im Osten über keine feste Grenzlinie, sondern nur über einen höchst anfälligen Grenzsaum. Das wenig kultivierte Niemandsland in Ostelbien war demzufolge mehr als 150 Jahre zwischen deutschen und polnischen Fürsten umkämpft, weil beide Staaten über ein wesentlich höher organisiertes Staatswesen verfügten, als die halbwilden Stämme der Elbslawen. Da aber den Eroberungen mit Feuer und Schwert im 10. Jahrhundert so wenig Erfolg beschieden war, versuchte man es 200 Jahre später durch den Einsatz friedlicher Mittel. Die großartigen Resultate dieser Methode sprechen für sich und sollten im Waffengetöse europäischer Geschichte nicht übersehen werden.

Die zweite Etappe der deutschen Ostexpansion im 12./13. Jahrhundert besaß tiefgreifende ökonomische Ursachen. Das System der Dreifelderwirtschaft (Wechsel von Winterfrucht, Sommerfrucht und Brache) ermöglichte mit seinem überwiegenden Getreideanbau ein reichhaltigeres Nahrungsangebot. Unterstützt wurde das durch Verbesserungen der agrarischen Technik (Pflüge und Eggen aus Eisen). Mehr Nahrung bedeutete auch höhere Geburtenziffern, letztlich einen Bevölkerungsüberschuss, den die damals winzigen Städte und Dörfer kaum noch aufnehmen konnten. Das trieb viele Bauern, Handwerker und Händler zum Verlassen ihrer Heimat und zur Suche nach einer neuen Existenz im dünnbesiedelten Osten.

Etwa 1.200 Dörfer entstanden im Rahmen der Ostkolonisation.

Ihr Arbeitseifer bei der Rodung und Kultivierung des Bodens, dem Aufbau von Städten und Siedlungen war sprichwörtlich, so dass viele slawische Fürsten in Pommern, Polen, Mecklenburg und Schlesien dazu übergingen, deutsche Siedler ins Land zu rufen. Ungefähr 120 Städte (darunter Stralsund, Stettin, Stargard, Posen und Kolberg) sowie 1.200 Dörfer entstanden im Laufe dieser Kolonisation meist «aus wilder Wurzel», also auf unkultiviertem Land. «Das ganze Gebiet, das sich zwischen der

Der Magdeburger Dom ist die Grabeskirche des ersten römisch-deutschen Kaisers Otto des Großen. Foto: Marcus_Hofmann, shutterstock.com

Otto III. (980–1002) – hier als Fensterbild im Straßburger Münster – wurde als Dreijähriger zum deutschen König gewählt. Foto: crdp-strasbourg.fr, Public domain, Wikimedia Commons

Reste einer Skulptur in der westpreußischen Marienburg, einst Sitz des Deutschen Ordens. Foto: Roman Babakin / Shutterstock.com

Nach der endgültigen Eroberung der Festung Brandenborch – auf dem Gebiet des heutigen Brandenburg an der Havel – gründete Albrecht der Bär 1157 die Mark Brandenburg. 1834 stellte Atoplh von Menzel (1815–1905) die Kämpfe auf diesem Gemälde dar. Foto: picture-alliance / akg-images

Elbe und der Ostsee bis nach Schwerin erstreckt, einst ein mit Schrecknissen erfülltes, fast wüstes Land, ist nun eine zusammenhängende sächsische Kolonie geworden, in der Städte und Burgen gebaut werden und wo immer mehr Kirchen und Priester einziehen», schrieb Helmold von Bosau 1171 in seiner *Slawenchronik*.

So wenig die Deutschen als verarmte Bittsteller in ihre neuen Wohnstätten zogen, so wenig kamen sie als Ausbeuter. Sie übertrugen ins Neuland die gesamte heimatliche Wirtschaftskraft, einschließlich Handwerk, Ackerbau und Handel. Ihre Ansiedlung erfolgte zumeist in einheitlich geplanten Großdörfern. Oft taten sich mehrere Familien zusammen, die von einem «Locator» geleitet wurden. Letzterer, eine Art Siedlungsunternehmer, der das finanzielle Risiko der Aktion trug, erhielt in der Regel das Erbschulzenamt, das heißt, er leitete die Dorfverwaltung und die Ortsgerichtsbarkeit. Jede Familie bekam von ihm eine Hufe Land (etwa 24 Hektar) zugewiesen, die sie kultivieren musste. Die Siedler blieben mehrere Jahre von Steuern befreit, konnten ihr Land vererben und brauchten keinerlei Frondienste zu leisten. Dies war für viele Deutsche Anreiz, sich der nicht ungefährlichen und immer beschwerlichen Kolonisation anzuschließen. Das für sie geltende «ius teutonicum» (deutsches Recht) umschrieb eine Sonderstellung freier Menschen in der mittelalterlichen Gesellschaft. «Abgesehen von ihrem Wissen und Können, wurden die Siedler aus dem Raum zwischen Elbe und Rhein auch deshalb im Osten bevorzugt, weil die dortigen Feudalherren alles Deutsche meist tief bewunderten», so Martin Wein in seinen *Schicksalstagen deutscher Geschichte*.

Schon ab 1250 begann eine «Tochterkolonisation»: Die Nachkommen der ersten Siedler zogen ihrerseits weiter nach Osten und gründeten dort neue Städte wie Breslau oder Marienburg. Bergleute erkundeten Bodenschätze, Architekten brachten die Steinbauweise mit, Mönche kultivierten den Ackerbau, Adlige hofften auf Karriere bei den Streitkräften oder an osteuropäischen Adelshöfen, zu denen oft verwandtschaftliche Beziehungen bestanden. Erst im 14. Jahrhundert kam dieses Phänomen zum Stillstand, weil einfach nicht mehr genug Menschen zur Verfügung standen. In Europa wütete die Pest und im deutschen Kernland begann eine stärkere Abwanderung in die prosperierenden Städte gemäß der Devise «Stadtluft macht frei».

Handwerk, Ackerbau und Handel florierten bei den Siedlern.

Im Gegensatz zur Ostexpansion des 10. Jahrhunderts, als der König sich an die Spitze der Bewegung stellte, lag 200 Jahre später die Hauptverantwortung bei den Landesfürsten. Territorialherren als Träger der Ostpolitik waren anfangs Graf Adolf von Schauenburg, der ab 1110 Holstein eroberte, Konrad von Wettin (Stammvater des sächsischen

Die deutschen Kaiser

Die sächsischen Kaiser: 919–1024

Die fränkischen (salischen) Kaiser: 1024–1125

Die staufischen Kaiser: 1138–1254

Kaiser aus verschiedenen Häusern: 1273–1437

Die Kaiser aus dem Hause Habsburg: 1438–1806

Die Kaiser aus dem Hause Hohenzollern: 1871–1918

Bild oben: So stellte der Sachsenspiegel, das älteste Rechtsbuch des deutschen Mittelalters, eine Königswahl dar. Bild: Public Domain, Wikimedia

Bild links: Die Königswahl von Otto III. in Verona 983 war die einzige auf italienischem Boden. Darstellung der Reichenauer Schule im Evangeliar Ottos III. Bild: The Yorck Project, Meister der Reichenauer Schule, Public domain, Wikimedia Commons

Königshauses), der seit 1136 in die Lausitz eindrang und Albrecht der Bär von Askanien, der ab 1134 Markgraf von Brandenburg wurde. Im Raum zwischen Elbe und Oder machten sich vor allem die Zisterziensermönche um eine Kultivierung des Landes verdient. Ihre Klöster Doberan (1171), Zinna (1174), Lehnin (1183) und Chorin (1260) waren Zentren des materiellen Fortschritts. Von Lehnin aus rodeten die Mönche in den schwarzweißen Kutten die Wälder und schufen ringsum Wirtschaftshöfe und Dörfer wie Kagel und Kienbaum. Aus den Kalksteinfelsen von Rüdersdorf bauten sie Kirchen und Wohnhäuser. Ihr erster Abt Siebold wurde noch von den heidnischen Wenden erschlagen, was die gefahrvolle Seite der Ostkolonisation aufzeigt.

Bedeutendster Kolonisator war zweifellos Herzog Heinrich der Löwe von Sachsen und Bayern, Gründer von Lübeck und München. Der Welfe förderte ab 1160 die Eroberung Mecklenburgs und Vorpommerns, wobei er auf heftigen Widerstand des einheimischen Fürsten Niklot stieß, der im Kampf fiel. Heinrich, der die universale Politik der Stauferkaiser nicht auf Dauer mittragen und vor allem nicht mitfinanzieren mochte, kümmerte sich vor allem um den Aufbau eines geschlossenen, wirtschaftlich blühenden Territorialstaates. Durch den Zuzug niederdeutscher Kolonisten nahmen Ackerbau, Viehzucht, Handel und Gewerbe in den neuen Ländern des Herzogs einen ungeahnten Aufschwung. Dabei ging Heinrich der Löwe politisch klug vor, indem er ein Bündnis mit Niklots Erben Pribislaw schloss, der zum Christentum übertrat und ein Lehnsmann des Welfen wurde.

Die Besiedelung des Ostens in den Jahrzehnten ab 1200 darf man sich nicht als plötzliche Invasion von vertriebenen Landsuchern vorstellen, sondern eher als ein allmähliches Einsickern von Gruppen. Die meist adeligen «Locatoren» waren beileibe keine verzweifelten Habenichtse; sie erinnern eher an wagemutige Unternehmer. Oftmals führten sie regelrechte Werbefeldzüge in Deutschland, um künftige Kolonisten zum Umzug nach Osten zu veranlassen.

Einer von ihnen war Dietrich von Tiefenau aus der Hildesheimer Gegend, der seinen Besitz verkaufte und als Führer einer Kolonistenschar nach Westpreu-

> Heinrich der Löwe vertrat eine kluge Geostrategie.

Der Ordensstaat

Der von 1230 bis 1561 existierende Staat des Deutschen Ordens umfasste neben dem späteren Ost- und Westpreußen große Teile des heutigen Baltikums. Grundlage des straff durchorganisierten Gemeinwesens war eine Selbstverwaltung der Bürger einschließlich eigener Gerichtsbarkeit. Die Abgaben blieben maßvoll und waren an die tatsächlichen Erträge gekoppelt. Durch umfangreiche Kultivierungen vor allem im Weichseldelta stieg Preußen bis 1350 zum führenden Exportland für Holz und Getreide auf.

Trotz des Zuzuges deutscher, aber auch dänischer und polnischer Siedler blieb das Ordensgebiet ein Vielvölkerstaat, in dem sich die althergebrachten Sprachen Prußisch, Livisch, Kurisch, Lettisch und Estnisch erhalten konnten. Im Baltikum dominierte Deutsch vor allem in den Städten – was sich erst im 20. Jahrhundert ändern sollte.

Bauer mit Pflug im 13. Jahrhundert in einer Abbildung des Heidelberger Sachsenspiegels. Bild: Ronald Preuss, CC-BY-SA-2.5, Wikimedia

Deutsche Ostsiedlung

Erweiterung zwischen 700 und 1400.

- Altes deutsches Volksgebiet (um 700 n. Chr.)
- Beginn der bäuerlichen deutschen Siedlung im 8.–11. Jhdt.
- Beginn der bäuerlichen deutschen Siedlung im 12. Jhdt.
- Beginn der bäuerlichen deutschen Siedlung im 13. Jhdt.
- Beginn der bäuerlichen deutschen Siedlung im 14. Jhdt.
- Um 1400 siedlungsleere Räume (Wälder und Sümpfe)
- Grenze des Reiches um 1400
- Bekannte Klöster in den Ostgebieten

Grafik: COMPACT

ßen zog, wo ihm 1236 der Landmeister des Deutschen Ordens, Hermann Balk, die Burg Klein Quedin bei Marienwerder nebst 300 Hufen Landes verlieh.

«Auf! Rasche Franken, zähe Sachsen,
Ihr Schwaben klug, ihr Bayern stark:
Gen Preußenland! Aus Sumpf erwachsen
Soll Deutschland eine neue Mark.»

So feierte den Zug nach Osten im 19. Jahrhundert der Schriftsteller und Geschichtsprofessor Felix Dahn. Allerdings war das Ganze weniger Idylle als harte Arbeit. Rodung der Urwälder, Trockenlegung von Sümpfen, Errichtung von Häusern und Burgen forderten ihren Tribut. Meist dauerte es drei Generationen, bis die Siedler saniert waren, daher rührte ihr Spruch: «Dem ersten der Tod, dem zweiten die Not, dem dritten das Brot».

Den Endpunkt der deutschen Ostkolonisation setzte der 1198 in Palästina gegründete «Orden des Spitals Sankt Mariens vom Deutschen Hause». Seine Mitglieder waren die Deutschordensritter; ihre immer noch geläufige Bezeichnung «Kreuzritter» ist ziemlich unsinnig, weil auch andere Ritterorden (Johanniter, Templer) ein Kreuz auf ihrer Kleidung führten. 1225 rief sie der polnische Herzog Konrad von Masowien ins Land, um die heidnischen Stämme der Pruzzen zu bekämpfen, mit denen er nicht fertig wurde. Als Preis für diese Waffenhilfe überließ er den Rittern das Kulmer Land in Westpreußen an der oberen Weichsel und darü-

> Konrad von Masowien rief 1225 die Deutschordensritter zum Kampf gegen die heidnischen Pruzzen.

ber hinaus alles Gebiet, was sie von den Pruzzen erobern konnten. Ab 1230 etablierte sich der Orden im späteren Ostpreußen und im Baltikum. Handwerker und Kaufleute ließen sich im Schutz seiner Burgen nieder, so dass dort allmählich Städte nach deutschem Recht emporwuchsen. 1309 verlegte Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen den Hauptsitz des Ordens von Venedig in das neugebaute trutzige Schloss zu Marienburg. Erst 1410 nach der Niederlage gegen die vereinigten Polen, Litauer und Tataren bei Tannenberg ging die kolonisatorische Mission des Ordens verloren.

Polen wurde eher von den Russen als von den Deutschen bedroht.

Dass durch die bäuerliche und städtische Siedlungsbewegung Richtung Osten auch eine Germanisierung einsetzte, ist unbestritten. Slawische Stämme vermischten sich mit den Einwanderern und verschwanden so langsam vom Schauplatz des historischen Geschehens. Daraus eine naturgegebene Feindschaft zwischen deutschen Berufs-Aggressoren und geknechteten Ostvölkern zu machen, hieße, geschichtliche Tatsachen zu vergewaltigen. Auch das Schicksal Polens liefert keinen Beweis für die Ostexpansion als «drückende Hypothek» der Deutschen, wie BRD-Politiker gern behaupten. Denn gerade dieses Land war bis ins 20. Jahrhundert weniger durch Expansion aus dem deutschen Westen als vielmehr durch Aggressionen aus dem russischen Osten in seinem territorialen Bestand bedroht. ■

Der Deutsche Orden beherrschte im 14. Jahrhundert ein Gebiet von etwa 200.000 Quadratkilometern an der Weichsel und im Baltikum. Er ist heute vor allem karitativ tätig. Foto: Chron-Paul, CC BY-SA 4.0, Wikimedia Commons

Die Marienburg im Weichseldelta war von 1309 bis 1454 Sitz der Hochmeister im Deutschordensstaat. Die Anlage ist der größte Backsteinbau Europas. Foto: dmitry_islentev, shutterstock.com

Die neuen Herren des Abendlandes

_ 3. Kapitel

Italien war Sehnsuchtsort und Schicksalsland der Staufer-Kaiser. Doch die Nachfolger von Friedrich «Barbarossa» verspielten ihre deutsche Mission und führten das Reich in die territoriale Zersplitterung.

Friedrich II. beim Empfang einer arabischen Delegation in Palermo 1230 auf einem Gemälde von Arthur von Ramberg (1819–1875). Insgesamt 28 seiner 38 Regierungsjahre verbrachte der Kaiser in Italien.
Bild: picture-alliance / akg-images

Der Weihnachtstag des Jahres 1046 gehört zu den Höhepunkten deutscher Geschichte. Papst Clemens II., ehemals Suidger von Bamberg, krönte in der Petersbasilika Heinrich III. zum Römischen Kaiser. Kurz zuvor hatte es in Rom noch drei einander bekämpfende Päpste gegeben, die sich von ihren jeweiligen Residenzen (Sankt Peter, Lateran und Santa Maria Maggiore) aus gegenseitig mit dem Bannfluch belegten. Dieser der Christenheit zur Schande gereichenden Tatsache hatte der 29-jährige Kaiser ein Ende gesetzt und damit auch die gefährlichste Kirchenspaltung des Abendlandes verhindert. Er war mit großer Heeresmacht in das Sündenbabel Rom eingerückt, wo das öffentliche Leben so entscheidend von den Mätressen der Päpste beherrscht wurde, dass man von «Pornokratie» (Hurenherrschaft) sprach. Auf der Synode zu Sutri ließ Heinrich die drei keifenden Päpste absetzen. An ihre Stelle trat der Deutsche Suidger, den in seiner Keuschheit das römische Treiben so entsetzte, dass Heinrich ihn fast gewaltsam auf den Stuhl Petri nötigen musste. «Wie unser Heiland hat er die Tische der Krämer umgestürzt und sie zum Tempel hinausgejagt, um den geweihten Platz für einen echten Nachfolger freizumachen», freute sich schon der zeitgenössische Abt Petrus Damiani.

Das Reich bekam seinen Mittelpunkt in Goslar.

Das Kaisertum Ottos des Großen steigerte Heinrich III. zur höchsten Blüte und hielt es unerschütterlich fest. Er war der letzte Kaiser, dessen Autorität alle einheimischen Fürsten uneingeschränkt respektierten. Von großem Weitsinn zeugt sein Versuch, dem Reich einen politischen Mittelpunkt, eine Art Hauptstadt, zu geben. Er ließ die Stadt Goslar im Harz mit einer großartigen Pfalzburg ausstatten und leitete von hier aus die Geschicke Europas. Seine Wahl war auf Goslar gefallen, weil in der Nähe im Rammelsberg die größten Silbervorkommen des Landes geschürft wurden, was Heinrichs Zahlungsfähigkeit sicherte. Erst nach seinem frühen Tod (er starb 1056 mit 39 Jahren an der Gicht) begann allmählich die Krise des römisch-deutschen Reiches.

Heinrich III. und seine Gemahlin Agnes vor der thronenden Maria und dem Dom zu Speyer.
Bild: Public domain, Wikimedia Commons

Die beherrschende Idee mittelalterlicher Jahrhunderte waren nicht Volkstum oder nationaler Staat, sondern christlicher Universalismus, und die-

Foto links: Der Palast der ehemaligen Kaiserpfalz Goslar. Die Anlage wurde bereits unter Heinrich II. begonnen und Ende 1050 unter Heinrich III. vollendet. Foto: Heribert Pohl, CC BY-SA 2.0, Wikimedia

Bild rechts: Eduard Schwoiser (1826–1902) malte 1862 Heinrich IV. vor der Burg von Canossa und den auf ihn herabblickenden Papst Gregor. Bild: Eduard Schwoiser, Public domain, Wikimedia

ser fand seine Verkörperung – neben der Papstkirche – im christlich-römischen Kaisertum, das sich in der Tradition Karls des Großen und der antiken Caesaren bewegte. Die deutschen Könige gewannen den Wettlauf um die Kaiserkrone gegen ihre Rivalen in Frankreich, Italien und Burgund Ende des 10. Jahrhunderts. Ihr Staat war wohl der festgefügteste, aber indem sie die Kaiserwürde erlangten, legten sie auch Ursachen für Spaltungen in Deutschland und den Verfall der zentralen Herrschergewalt.

Die Staufer führten das Kaisertum zur Blüte – und in den Abgrund.

Die zentrifugalen Tendenzen der Kaisermacht, die Hinwendung zum Kraftzentrum der Mittelmeerwelt beschworen zugleich die Gefahr, den staatlichen Zusammenhalt des deutschen Volkes zu zerreißen. Italienfeldzüge und orientalische Kreuzfahrten verhinderten die Herausbildung eines kaiserlichen Machtzentrums in Deutschland, einfach weil sie zu viel an Menschen und Material kosteten. Während Frankreichs schrittweise Einigung von der Isle de France mit ihrer Hauptstadt Paris aus betrieben wurde und in England der Herrscher von London zugleich auch der Herrscher des Landes war, fehlte den Deutschen ein solch stetiger Prozess von innen her. Man sieht vielmehr, dass Einigungsbestrebungen stets von den Rändern des Reiches erfolgten, dass vor allem vom Norden (auf den Rom und Italien weniger Anziehungskraft ausübten) gelegentlich Versuche gemacht wurden, die Zentralgewalt zu stärken. Heinrich der Löwe gab ein, wenn auch von jeglichem Altruismus freies, Beispiel dafür.

Aber die seit 1138 regierenden, aus Schwaben stammenden Hohenstaufen führten das mittelalterliche Kaisertum zwar zu hoher Blüte, doch dann geradewegs in den Abgrund. Sie betrachteten sich zunehmend weniger als Deutsche Könige, denn als Römische Kaiser. 1157 taucht in einer Urkunde des allbekannten Friedrich Barbarossa erstmals der Begriff «sacrum imperium» (Heiliges Reich) auf. Das war eine offene Kriegserklärung an den Papst, denn wenn ein Reich aus sich heraus heilig war, wozu bedurfte es dann noch einer höchsten kirchlichen Legitimation? Offenbar glaubten sich die Staufer stark genug, nicht das Schicksal Kaiser Heinrichs IV. zu teilen, der seine papstfeindliche Gesinnung im Jahre 1077 durch den berüchtigten Gang nach Canossa sühnen musste.

Schon zwei Jahre nach Antritt seiner Herrschaft zog Friedrich I. Barbarossa 1154 nach Italien. Das einzige, was er dort erreichte, war seine Kaiserkrönung am 18. Juni 1155. Heinrich der Löwe, mächtiger Herzog von Sachsen und Bayern, begleitete den Staufer und sah mit eigenen Augen, wie sinn- und fruchtlos der Kampf des Kaisers mit den oberitalienischen Stadtrepubliken war. Friedrichs Heere wurden auf fünf Italienzügen regelmäßig von der Malaria und den Langspießen der Mailänder dahingerafft. Höhepunkt der Blamage: Kaiser Rotbart musste 1168 als Holzknecht verkleidet über die Alpen fliehen.

Heinrich dagegen baute seine Territorialherrschaft aus, förderte großzügig Handel und Gewerbe, ließ neue Städte gründen und Neuland im Osten erschließen. Als der rotbärtige Kaiser ihn Anfang Februar 1176 in Chiavenna kniefällig um militärische Hilfe für einen erneuten Italienzug bat, lehnte

Die inneren Organe Heinrichs III. (1016–1056) wurden in der Pfalzkirche von Goslar bestattet, dort findet man heute noch den Sarkophag (siehe Teilabbildung). Foto: Joachim Specht, Public domain, Wikimedia

Heinrich ab – hochmütig, wie es seine Art war. Das vergaß ihm Friedrich nie, und bei nächster Gelegenheit verbündete er sich mit den neidvollen Standesgenossen des Löwen und ließ ihn 1180 absetzen und verbannen. Das Ganze erfolgte mit der Allerwelts-Begründung, «weil er die Freiheit der Kirche Gottes und der Edlen des Reiches schwer bedroht» habe.

Vom enteigneten Vermögen seines Rivalen konnte Barbarossa nur sehr wenig profitieren, denn er musste seine adligen Helfershelfer entlohnen. Das relativ geschlossene Gebiet Heinrichs wurde unter den Gefolgsleuten des Kaisers verteilt. So verschwanden in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts die letzten noch existierenden großen Stammesherzogtümer.

Friedrich II. verkörperte ein multikulturelles, kein deutsches Reich.

Die territoriale Zersplitterung Deutschlands war nicht mehr aufzuhalten. Schon 1156 erhielt der Babenberger Heinrich Jasomirgott die Markgrafschaft Österreich, welche zum Herzogtum erhoben und aus dem bayerischen Stammesverband herausgelöst wurde. Nach dem Sturz Heinrichs des Löwen verminderte Kaiser Friedrich I. das Herzogtum Bayern um die Steiermark und Kärnten. Die Zerstückelung des Südens war zwar nicht so erheblich wie jene des Nordens, aber indem die Staufer aus dem ehemaligen Stammesherzogtum Bayern vier selbständige Gebiete (Bayern, Österreich, Kärnten und Steiermark) formierten, legten sie den Grundstein für das Entstehen zweier oft gegensätzlicher politischer Kernräume, als deren Zentren sich im 15. Jahrhundert München und Wien herausbildeten. Im Norden entstand aus Heinrichs des Löwen stolzem Reich ein territorialer Flickenteppich bestehend aus Braunschweig, Mecklenburg, Pommern, Anhalt, Jülich, Cleve, Berg und Holstein.

Was Barbarossa indes nicht erreichte, war sein Ziel, die Reichsgewalt in Ober- und Mittelitalien wiederaufzurichten. Sein letzter Kriegszug dorthin bescherte ihm eine verheerende Niederlage und der auf seine alten Tage fromm gewordene Monarch beschloss, lieber einen Kreuzzug in den Orient zu unternehmen – weit, weit weg von Deutschland. In einem kleinasiatischen Gebirgsfluss ereilte ihn 1190 der Tod, und seine Erben trieben es nicht viel besser. Friedrichs Sohn, der nah am Wahnsinn agierende Kaiser Heinrich VI., der sich selbst als «Caesar» und «Hammer der Erde» titulierte, starb schon 1197 im süditalienischen Messina. Rotbarts Enkel Friedrich II. blieb es vorbehalten, des Reiches Macht und Herrlichkeit zur Posse zu entwürdigen.

Dass Friedrich II. («ein Gegenstand des Staunens und Schreckens der Welt») seine Residenz an die äußerste Peripherie, in die sizilianische Stadt Palermo, verlegte, war ein Vorgang von symbolischer Tragweite. Dem Staufer, aufgewachsen in einer arabisch-jüdisch-byzantinisch-normannischen Mischkultur, der sich als eine Art levantinischer Kosmo-

Freund der Muslime

«Der Stauferkaiser Friedrich II. siedelte seine sarazenischen Soldaten, die ihn gegen den Papst schützten, und deren Familien in der apulischen Stadt Lucera an. Die neue Kolonie stand unter direktem kaiserlichen Schutz. In Lucera Saracenorum, das 1234 das Stadtrecht erhielt, konnten die Muslime nach eigenen Gesetzen leben und ihre Religion praktizieren. Wie sehr ihm die Stadt am Herzen lag, belegt die Tatsache, dass er den normannischen Staatsschatz seiner Vorfahren hierhin verlegen ließ.

Der Chronist Dschamal ad-Din hinterließ die folgende Beschreibung Luceras: "Die Bevölkerung der Stadt ist durch und durch muslimisch. Das Freitagsfest wird ebenso begangen, wie andere muslimische Bräuche befolgt werden." Aus seinem muslimischen Gefolge suchte sich der Kaiser neben den Soldaten der Leibwachen manchen Gelehrten, Mathematiker und Kämmerer. Die dortigen Handwerker verstanden sich in der Anfertigung der berühmten Damaszenerklingen.» (aus: COMPACT-Magazin 2/2011)

Castel del Monte, die bekannteste Festung Friedrichs II.. Foto: Franz Xaver, CC BY-SA 3.0, Wikimedia

Barbarossas Kniefall vor Heinrich dem Löwen malte Hermann Wislicenus (1825–1899) für den Reichssaal der Goslaer Kaiserpfalz. Bild: picture alliance / akg-images / Schadach

Das Reich der Staufer um 1200

Staufische Pfalzen
Wichtige Reichs- und Stauferburgen
Heiliges Römisches Reich Deutscher Nation
Haus- und Reichsgut der Staufer
Friaul Provinzen
Reichsgrenze

Grafik: COMPACT

Denkmal von Friedrich I., genannt Barbarossa, auf dem Kyffhäuser in Thüringen. Foto: JanWolf, Wikimedia, CC BY-SA 3.0

polit profilierte, konnte Deutschland nicht viel bedeuten. Die Geschehnisse zwischen Ostsee und Alpen waren ihm fremd geworden. Den Schutz des Reiches überließ er bequemerweise den Landesfürsten.

Als 1227 König Waldemar II. von Dänemark in Norddeutschland einfiel, wurde er durch ein Heer des Grafen Adolf von Holstein sowie der Städte Hamburg und Lübeck am 22. Juli bei Bornhöved schwer geschlagen. Damit waren alle dänischen Großmachtpläne im Ostseeraum zerschlagen – der Kaiser nahm's zur Kenntnis und begab sich mit 70.000 Mann auf einen völlig überflüssigen Kreuzzug nach Jerusalem. Selbst der verheerende Mongoleneinfall von 1241 konnte den Staufer nicht von seinen Machtkämpfen in Südeuropa ablenken. Dabei war die Gefahr enorm. «Es kam ein wildes Volk aus Asien hereingebrochen, genannt die Mongolen, so greulich anzuschauen wie einst die Hunnen, aber noch greulicher als diese an Unmenschlichkeit», so ein Chronist. «Zahllos lagen sie über Russland, Ungarn und Polen ausgebreitet, und die ganze Gesittung des Abendlandes schien ihnen bereits verfallen zu sein.»

Reiterhorden aus der Steppe bedrohten ganz Mitteleuropa.

Den Reiterhorden aus der Steppe stellte sich am 9. April 1241 bei Liegnitz ein Heer schlesischer Adliger und Fußknechte unter Führung von Herzog Heinrich dem Frommen entgegen, das um den Preis der eigenen fast vollständigen Vernichtung den Feind zum Rückzug veranlasste. Friedrich II., ein leidenschaftlicher Falkner, wusste nichts Besseres zu tun, als dem Mongolen-General einen albernen Brief hinterherzusenden: Er könne sich nun leider nicht mehr unterwerfen. Aber wenn der Großkhan einmal einen erfahrenen Falkenjäger benötige, dann stehe er ihm gerne mit seinem Rat zur Verfügung. So witzig war die Majestät!

Von den deutschen Fürsten musste Friedrich II. seine Ruhe regelrecht erkaufen.1232 stellte er ihnen in Cividale das «Statutum in favorem principum» aus, was ihnen unter anderem Münz-, Zoll- und Bergbaurechte einräumte. Obwohl das eigentlich nur die juristische Fixierung eines längst bestehenden Zustandes war, förderte es den Ausbau der fürstlichen Landesherrschaft und damit letztlich die weitere Spaltung des Reiches in divergierende Interessengruppen.

Gleichzeitig begann das Gemeinwesen, sich nach außen abzuschotten. «Eine Nation, die von starken Nachbarn umgeben ist, hat die Wahl zwi-

schen Angleichung und Abgrenzung. Seit dem Mittelalter sahen sich die Deutschen in dieser Spannung, wobei sie der Abgrenzung meist den Vorzug gaben.», so der Literaturwissenschaftler Hans-Dieter Gelfert in seinem Buch *Was ist deutsch?*

Es gehört nicht zu den Aufgaben des Historikers, Lob und Tadel zu verteilen. Doch wenn man nach den Ursachen späterer deutscher Zerwürfnisse sucht, findet man sie zuerst in den imperialen Ambitionen der Staufer-Kaiser, die sich im Kampf mit dem Papsttum und italienischen Städtebünden verschlissen. Ihre Politik trug nicht dazu bei, feudale Zersplitterungen zu überwinden, sondern verschuldete im Gegenteil eine Zementierung dieser Missstände. Während im Deutschland des 12./13. Jahrhunderts die Zentralgewalt bei der Lösung ihrer historischen Aufgabe versagte, entstanden in Frankreich und England auf dem Fundament einer raschen und nachhaltigen Entwicklung von Städten, Handel und Handwerk relativ stabile Erbmonarchien. Vor allem Frankreichs Kapetinger-Königen gelang es im Bündnis mit dem Städtebürgertum, etliche unbotmäßige Vasallen niederzuringen und eine effektive Zentralverwaltung aufzubauen.

Das war in etwa auch jene – man könnte sagen deutschnationale – Politik, die Heinrich dem Löwen vorschwebte, der jedoch im Konflikt mit den Vertretern des letztlich utopischen Universalgedankens unterlag. Damit war Deutschland der Weg zurück zum Einheitsstaat Karls des Großen versperrt. Darüber können auch beeindruckende Kulturleistungen gerade der Stauferzeit nicht hinwegtrösten.

Auf den Glanz der Staufer folgte ein böses Erwachen – das «Interregnum».

1254, vier Jahre nachdem Friedrich II. in Süditalien gestorben und alle seine Nachkommen ermordet waren, brach über Deutschland das «Interregnum» herein, die kaiserlose, die schreckliche Zeit. Schrecklich deshalb, weil ein mittelalterlicher Staat regelmäßig in Anarchie zu versinken drohte, wenn ihm ein gekröntes Oberhaupt fehlte, das rivalisierende Adelsfraktionen einigermaßen zähmen und kontrollieren konnte. Erst 1273 wurde von den Fürsten wieder ein König gewählt – Rudolf von Habsburg. Mit ihm beginnt eine neue Seite im Buch deutscher Geschichte, der Weg vom staufischen «sacrum imperium» zum reinen Hausmachtkönigtum. Mit des Reiches Herrlichkeit war es allerdings vorbei. ■

Heinrich III. 1047 während der Rückkehr aus Italien. In Rom hatte er drei konkurrierende Päpste ab- und Suidger von Bamberg als Pontifex eingesetzt. Herman Wislicenus (1825–1899) schuf dieses Fresco 1879 für die Kaiserpfalz von Goslar. Bild: picture-alliance / akg-images

Dieses goldene Siegel Barbarossas an einer Urkunde wird im Vatikanischen Archiv aufbewahrt. Foto: Public Domain, Wikimedia

Freie Wahlen – aber nur für sieben Männer

_ 4. Kapitel

Das Adelsgeschlecht der Habsburger beginnt seinen historischen Aufstieg, kann sich indes noch nicht durchsetzen. Die kaiserliche Zentralgewalt wird immer schwächer, und Deutschland verliert zum Ausgang des Mittelalters den internationalen Anschluss.

Sechs von sieben deutschen Kurfürsten wählten in Frankfurt am Main am 1. Oktober 1273 einen neuen König. Dass ihre Wahl auf Graf Rudolf von Habsburg fiel, besaß zwei einleuchtende Gründe. Zum einen war der Mann mit 55 Jahren für damalige Verhältnisse schon recht alt und ließ deshalb ehrgeizigere Thronbewerber auf baldige nötige Neuwahl hoffen. Zum anderen besaß Rudolf nicht viel mehr als eine kleine Grafschaft im schweizerischen Aargau und einige elsässische Burgen, so dass er mit eher unbedeutendem Territorialeigentum kein allzu gefährlicher Rivale der großen Landesherren zu werden drohte. Dieser leutselige, hagere Graf mit der Adlernase sollte eigentlich nur eine Übergangslösung sein – stattdessen wurde er Stammvater der mächtigen Habsburger-Dynastie, die 300 Jahre später ein Reich beherrschte, in dem die Sonne nie unterging.

Siegel der Goldenen Bulle mit dem Bildnis des Kaisers Karl IV.
Foto: Public Domain, Wikimedia

Eines war Rudolf, dessen Staatsklugheit viele unterschätzten, klar: Obwohl er die Staufer bewunderte, war deren Politik nicht zu halten. Wenn sein Königstitel überhaupt etwas wert sein sollte, musste er sich eine möglichst machtvolle Position innerhalb des Territorialsystems suchen. Das Deutsche Reich war ja nach den Zersplitterungen des 13. Jahrhunderts kein einheitliches Staatsgebilde mehr. Nicht das Reich, sondern die großen Landesterritorien wurden allmählich zu Staaten im modernen Sinne. Kein Kaiser konnte mehr Gebilde wie Baden, Brandenburg oder Württemberg einfach von der Landkarte streichen oder umverteilen. Wohl aber konnte er sich neben diesen eine starke Hausmacht, also ein möglichst umfangreiches eigenes Herrschaftsgebiet schaffen und weitervererben, egal, ob die Kaiserkrone daran hing oder nicht. Rudolf wollte seinen Nachfolgern weniger glanzvolle Titel als vielmehr eigenständige Macht geben; Das Habsburgerland sollte nicht so sang- und klanglos zugrunde gehen wie einst das Stauferimperium.

> Rudolf I. zog die Konsequenzen aus dem Scheitern der Staufer.

Der neue König schuf rasch klare Verhältnisse. Als sich Ottokar II., Herzog von Österreich, beständig weigerte, den neugewählten Monarchen anzuerkennen, wurde er geächtet und verlor 1278 auf

Der böhmische König Ottokar II. Premysl fiel 1278 in der Schlacht von Dürnkrut. Sein Sohn Wenzel bittet Rudolf von Habsburg um die Leiche. Gemälde von Anton Petter (1781-1858) aus dem Jahr 1821. Bild: picture alliance / akg-images / Nemeth

Karl IV. (1316–1378) zählt zu den bedeutensten Kaisern des Spätmittelalters. Bild: Public Domain, Wikimedia

dem Marchfeld nördlich von Wien Schlacht und Leben. Rudolf verlieh daraufhin seinen beiden Söhnen aus Ottokars Erbmasse die Steiermark, Österreich sowie Krain (ein Teil des heutigen Kroatien) und erwarb so für seine Dynastie eine ansehnliche Hausmacht. Die Begriffe Habsburg und Österreich waren für die nächsten sechs Jahrhunderte identisch. Dass die Kurfürsten es Rudolf gestatteten, seinen Besitzstand derartig zu erweitern, hing mit Zugeständnissen zusammen, die ihnen der König machen musste. So sicherte er beispielsweise 1289 König Wenzel von Böhmen die erbliche Kurwürde zu.

Nach dem Tod Rudolfs am 15. Juli 1291 ließen sich die Kurfürsten zehn Monate Zeit, ehe sie einen neuen König wählten. Ein Habsburger sollte es auf keinen Fall wieder werden, denn diese Familie schien schon zu mächtig. Also wanderte die Krone während der folgenden 150 Jahre von einem Fürstenhaus zum anderen. Unter den Herrschern finden sich Romantiker wie der Luxemburger Heinrich VII., Haudegen wie Ludwig der Bayer, Gelehrte wie Karl IV., Trottel wie Wenzel von Böhmen oder schlichte Nullen wie Adolf von Nassau oder Ruprecht von der Pfalz. Ab 1438 blieb die Kaiserwürde dann für sehr lange Zeit dem Hause Habsburg, was freilich riesige Bestechungssummen an die Kurfürsten kostete, so dass der Kaiser zu Wien fast immer dicht vor dem finanziellen Bankrott stand.

Das 14. Jahrhundert erlebte einen ersten Höhepunkt des Ausbaus fürstlicher Landesherrschaft. Obwohl Kaisertum und Reich nach wie vor feste Größen im Bewusstsein der Deutschen waren und den zentralen politischen Bezugsrahmen darstellten, spielten sich die entscheidenden gesellschaftlichen Entwicklungen in den einzelnen Territorien ab. Die Wittelsbacher in Bayern, die Wettiner in Sachsen, die Zähringer in Baden, die Askanier in Braunschweig und die Grafen von Württemberg etablierten sich als Erbdynastien ihrer Länder. Natürlich gab es innerhalb dieser Gebiete immer wieder territoriale Verschiebungen, Erbteilungen und so fort, doch selbst der Kaiser konnte diesen Landesherren ihren Besitz nicht mehr ernsthaft streitig machen.

Die Vornehmsten unter ihnen nahmen das Privileg für sich Anspruch, den König/ Kaiser zu wählen oder zu küren, wie man damals sagte. Die Institution des deutschen Kurfürstenkollegiums war einzigartig in Europa. Dabei griff man auf die germanische Tradition der Königswahl zurück. In den ersten Jahrhunderten des Mittelalters wurde diese Wahl von den gesamten geistlichen und weltlichen Reichsfürsten vollzogen; unter ihnen hatte nur der Erzbischof von Mainz, gewissermaßen als Wahlleiter, ein Vorrecht. Im *Sachsenspiegel*, einem Gesetzeskodex von 1224, werden erstmals jene Reichsfürsten genannt, die ein Privileg bei der Königskur besitzen. Seit 1273 wurde diese Wahl ausschließlich von sieben Kurfürsten (drei geistlichen und vier weltlichen) vorgenommen:

- der Erzbischof von Mainz als Erzkanzler des Reiches,
- der Erzbischof von Köln als Erzkanzler für Italien,
- der Erzbischof von Trier als Erzkanzler für die linksrheinischen Gebiete,
- der Herzog von Sachsen als Erzmarschall,
- der Markgraf von Brandenburg als Erzkämmerer,
- der König von Böhmen als Erzschenk und
- der Pfalzgraf bei Rhein als Erztruchsess.

Die Wahl des Königs wurde per Gesetz festgelegt.

Bild links: Der etwa 1340 erschienene Codex Balduineus enthält die erste überlieferte Darstellung der sieben Kurfürsten: Die Erzbischöfe von Köln, Mainz und Trier, der Pfalzgraf bei Rhein, der Herzog von Sachsen, der Markgraf von Brandenburg und der König von Böhmen wählen Heinrich III. Bild: Public Domain, Wikimedia

Bild rechts: Rudolf I. von Habsburg, dargestellt von Ludwig Minnigerode (1847–1930). Bild: Public Domain, Wikimedia

In ihre Entscheidungen ließen die Kurfürsten sich vom Papst immer weniger hineinreden. Nach der Wahl des Wittelsbachers Ludwig IV. schrieben sie 1318 selbstbewusst an Papst Johannes XXII., der nachträglich Widerspruch eingelegt hatte: «Ludwig ist durch die Wahl der Kurfürsten rechtmäßiger Römischer König. Das Urteil des Papstes ist ungerecht und nichtig, weil ein durch die Mehrheit der Stimmen erwählter König seine Gewalt unmittelbar von Gott hat, zur rechtmäßigen Ausübung derselben einer Bestätigung des Papstes nicht bedarf, sondern durch die Wahl der Kurfürsten von Recht und Gewohnheit wegen den Titel eines Königs und Kaisers und die Reichsregierung erlangt.» Der Papst war entsetzt: «Recht und Gewohnheit» über seinen apostolischen Segen zu stellen, das war unerhört, oder anders formuliert «auf gut Deutsch gesagt».

Auf dem Reichstag zu Nürnberg erließ Kaiser Karl IV. am 10. Januar 1356 ein Gesetz, welches die Königswahl sowie die Rechte der Kurfürsten erstmals schriftlich und verbindlich regelte. Das nach seiner Siegelkapsel «Goldene Bulle» genannte Dokument enthielt neben einigen formellen Bestimmungen (Wahlort Frankfurt am Main, Mehrheitsprinzip, Zahl von sieben Kurfürsten, Ablauf der Stimmabgabe, Zeitlimit von 30 Tagen bis zur Entscheidung) gewichtige politische Festlegungen. Die Kurfürsten erhielten unbeschränkte Gerichtsgewalt in ihren Territorien, welche für unteilbar erklärt wurden. Königliche Hoheits- und Nutzungsrechte (Regalien) wie das Bergbau-, Münz-, Salz- und Zollregal fielen an die Kurfürsten. Jede Art freier Vereinigungen, wie etwa Ritterbruderschaften oder Städtebünde, waren hinfort verboten. All das stellte zwar keine wesentliche Änderung bisher geübter Rechtspraktiken dar, aber mit der «Goldenen Bulle» wurde ein in Jahrhunderten gewachsenes Recht einheitlich zusammengefasst.

Die deutschen Kurfürsten ignorierten Rom und den Papst.

Obwohl das Gesetz Karls IV. nominell bis 1806 Gültigkeit besaß, hielt man sich nicht immer daran. Insbesondere das Verbot von Bündnissen war nur schwer durchzusetzen. Die Fürsten wollten dadurch ihre Macht auf zwei von ihnen noch unabhängige Gewalten, Stadtbürgertum und freie Ritterschaft, ausdehnen. Doch namentlich die großen Städte setzten den Landesherren erbitterten Widerstand entgegen. Augenfälliges, in Balladen gefeiertes Beispiel dafür ist Graf Eberhard der Greiner von Württemberg, der sich mehr als 30 Jahre mit dem Schwäbischen Städtebund (u. a. Augsburg, Ulm, Heilbronn, Regensburg, Konstanz, Reutlingen) sowie den aufsässigen Rittern der «Schlegelbruderschaft» auseinandersetzen musste.

Die Schlacht auf dem Marchfeld 1278 zwischen Rudolf I. von Habsburg und Ottokar II. gilt als eine der größten Ritterschlachten Europas. Gemälde von Julius Schnorr von Carolsfeld (1794–1872) aus dem Jahr 1838. Bild: picture alliance / akg-images

Die Goldene Bulle, Anfangsseite. Bild: Public Domain, Wikimedia

Dabei konnte sich dieser knorrige Graf, im Volksmund «Rauschebart» genannt, der Unterstützung seiner einfachen Bauern gewiss sein, die von den Rittern oft nach Strich und Faden kujoniert wurden. Doch 1377 erlitten Eberhards Männer eine schwere Schlappe vor den Toren der Reichsstadt Reutlingen. Erst 1388 gelang es dem alten Herrn, seine Gegner in der Schlacht bei Döffingen zu besiegen.

Die aus dem fränkischen Nürnberg stammenden Hohenzollern, seit 1415 mit kaiserlicher Protektion Kurfürsten von Brandenburg, trieben es weit weniger gewaltsam. Friedrich I., ein eminent kluger Politiker und Feldherr, verbündete sich mit den märkischen Städten gegen die berüchtigten Raubritter, und seinem Sohn Friedrich dem Eisernen genügten politisch-moralische Druckmittel, um den Widerstand Berlins (den «Berliner Unwillen») gegen seine Herrschaft zu brechen. Die Hohenzollern bekamen von allen deutschen Fürsten wohl am wenigsten Ärger mit ihren Untertanen, weil sie als ursprünglich Landfremde besonders behutsam auftraten und auch, weil es bei den armen Märkern nicht viel auszubeuten gab. Manchen Fehler ihrer Nachbarn vermieden sie, beispielsweise dauernde Erbteilungen, die das Territorium des Landes pulverisierten. Sie hielten es besser als die Wettiner in Sachsen mit ihrem Leipziger Vertrag von 1485. Damals teilten die Söhne Kurfürst Friedrich des Sanftmütigen, Ernst und Albrecht der Beherzte, ihre Stammlande. Dadurch wurden Sachsen und Thüringen für immer getrennt, wobei die Linien der Ernestiner und Albertiner einander oft genug feindselig gegenübertraten.

Deutsche Erfinder legten den Grundstein für die Neuzeit.

In Brandenburg verhinderte 1473 das «Achilleische Hausgesetz» (benannt nach Kurfürst Albrecht Achilles) solche negativen Entwicklungen. Es legte fest, dass das Land ungeteilt und nach dem Recht der Erstgeburt vererbt werden musste. Auch wenn sich nicht alle Nachfolger hundertprozentig daranhielten, verfügte das spätere Brandenburg-Preußen doch über eine solide Grundlage zur Wahrung seiner gebietsmäßigen Einheit. Dass ausgerechnet die Hohenzollern 400 Jahre nach Albrechts Verfügung an der Spitze eines geeinten Deutschlands standen, besitzt unter diesem Blickwinkel eine gewisse historische Folgerichtigkeit. Sie ließen die Habsburger Kaiser sein und vergrößerten indessen ihr bescheidenes Land mit bemerkenswert friedlichen Mitteln.

Bild oben: Rathaus in Stralsund. Foto: Wolfgang Zwanzger, shutterstock.com – Bild darunter: Die Bunte Kuh war eines der Führungsschiffe der Hanseflotte bei der Jagd auf den Seeräuber Klaus Störtebeker. Bild: picture alliance / dpa

Zum Ausgang des Mittelalters besaß das Deutsche Reich eine relativ starre territoriale Struktur, deren hervorstechendstes Merkmal die Zersplitterung in große Landesfürstentümer und vergleichsweise winzige Städte und geistliche Gebiete war. Noch repräsentierte der Hansebund eine überregionale Macht, die den Ostseeraum zu einer Wirtschaftseinheit zusammenschweißte. Doch der Niedergang vieler deutscher Städte begann mit der Entdeckung Amerikas 1492. Seit dieser Zeit führten die großen Handelsströme nicht mehr durch Mitteleuropa, sondern über den Atlantik, wo England, Portugal und Spanien sich das Revier teilten.

Die technisch-wissenschaftlichen Voraussetzungen dafür waren kurioserweise in Deutschland selbst geschaffen worden. Nikolaus Kopernikus leitete eine astronomische Zeitenwende mit seiner heliozentrischen Himmelsmechanik ein, der Nürnberger Martin Behaim konstruierte den ersten Globus, sein Landsmann Peter Henlein die erste Taschenuhr, Johannes Gutenberg erfand die Buchdruckerkunst. In dieser Zeit um 1500 bereitete das Schicksal alles vor, um neue Kontinente zu entdecken. Doch wie schreibt Joachim Fernau in seiner deutschen Geschichte so schön: Das Schicksal «verteilte die Rollen dann reichlich komisch: Die Deutschen machten in ihren Kämmerchen die weltbewegenden Erfindungen, die Bewegung der Welt übernahmen dann andere … Spanier, Portugiesen und Italiener sagten Dankeschön und begannen, die Welt zu erobern. Kolumbus gondelte nach Nordamerika, Cortez nach Mexiko, Pizarro nach Südamerika, sie standen aufrecht, kühn und gottesfürchtig am Bug ihrer Segelschiffe, Helden der Neuzeit, während sich die deutschen Bürger schlafen legten.» Bewegung in dieses Gefüge brachte erst wieder die Reformation, die wohl nachhaltigste Umwälzung des Abendlandes. ■

Gutenbergs erster Buchdruck: Gemälde von Friedrich Reichert aus dem Jahr 1871. Bild: bpk / Hermann Buresch

Die Hanse und der mittel- und nordeuropäische Handel _ 13. bis 16. Jahrhundert

- Hansestädte
- Handelshöfe und Niederlassungen der Hanse
- Wichtige Seerouten
- Wichtige Landrouten

Grafik: COMPACT

Eine deutsche Idee spaltet Europa

_ 5. Kapitel

Martin Luther schenkt den Deutschen ihre moderne Sprache und löst mit seiner Reformation eine Abkehr von der Papstkirche aus. Religion wird zum Politikum und stärkt vor allem die Macht der Fürsten.

Am Ostersonntag 1525 töteten aufständische Bauern vor Weinsberg den Grafen Ludwig von Helfenstein und seine Begleitung. Die Tat nahm Martin Luther zum Anlass für seine Schrift Wider die mörderischen Rotten der Bauern. Gemälde von Fritz Neuhaus (1852–1922) aus dem Jahr 1879. Bild: picture-alliance / akg-images

Der 18. April 1521 soll, wenn man den Chronisten glauben darf, ein schöner sonniger Tag gewesen sein. Der Reichstag ist in Worms versammelt. Kaiser Karl V. – ein 21-jähriges spanisches Knäblein, das kaum ein Wort Deutsch versteht – präsidiert der erlauchten Versammlung von Kurfürsten, Erzbischöfen und Rechtsgelehrten. Nun stößt der Reichsherold mit seinem Stab auf den Boden und verkündet, dass Doktor Martin Luther, Augustinermönch und Professor an der Wittenberger Universität, vorgeführt werde. Zunächst ein wenig betreten und verwirrt, tritt ein kaum mittelgroßer, magerer Kleriker in schwarzer Kutte mit einem Strick um den Leib und großen Sandalen vor das Auditorium. Ein befremdlicher Anblick inmitten von so viel Samt, Seide, Goldketten und Federbaretten. Die Räte und Bischöfe kommen schnell zum Gegenstand der Verhandlung. Sie fordern Luther auf, seine ketzerischen Schriften zu widerrufen, die Angriffe gegen das Papsttum zu bereuen und sich der kirchlichen Autorität zu unterwerfen. Widrigenfalls, so der päpstliche Gesandte, würde das Ganze auf dem Scheiterhaufen enden.

Ein kleiner Mönch forderte den Kaiser heraus.

Doch Luther lässt sich nicht schrecken. Schon hat seine Lehre die Massen ergriffen. In einer Zeit, da man seit zwei Menschenaltern die Kunst des Buchdrucks kennt, ist ihr Siegeszug nicht mehr aufzuhalten. Die bedeutendsten Humanisten diskutieren Luthers Thesen, Universitäten geben Gutachten ab, Disputationen finden statt, zahllose Prediger ziehen durchs Land, um die Botschaft von evangelischer Gewissensfreiheit und Reform der Glaubenslehre zu verbreiten. Die Welt des Spätmittelalters erfährt eine Erschütterung, deren Auswirkungen die Entwicklung auf dem Kontinent über Jahrhunderte beeinflussen sollte.

Die wohl bekannteste Darstellung Luthers aus der Werkstatt von Lucas Cranach dem Älteren, 1528/1529. Der Reformator saß für das Porträt selbst Modell. Bild: Public domain, Wikimedia

Zunächst hatte Luther nur zeittypische Verirrungen des religiösen Gefühls abgestoßen, wie der Ablass- und Reliquienhandel. Es musste doch jeden frommen Menschen empören, wenn ein Mönch wie der berüchtigte Johann Tetzel behauptete: «Und selbst wenn einer die Heilige Jungfrau Maria geschändet hätte, so habe ich doch genug Sündenablaß für ihn in meiner Truhe.» Freilich waren die

Vor dem Reichstag zu Worms verweigerte Martin Luther am 17./18 April 1521 den Widerruf seiner Thesen. Sein angeblicher Ausruf «Hier stehe ich. Gott helfe mir. Ich kann nicht anders» ist jedoch eine Legende. Gemälde von Hermann Wislicenus um 1880. Bild: picture-alliance / akg-images

Martin Luther sprach deutsch und schaute «dem Volk aufs Maul».

berühmten Wittenberger Thesen über den Ablasshandel von 1517 nur ein Anfang. Wichtiger noch: Luther sprach deutsch statt Latein, schrieb deutsch, übersetzte die Bibel in seine Muttersprache. Es entstand eine neue Verkehrssprache, die es an Ausdrucksfähigkeit jederzeit mit dem Latein der gebildeten Schichten aufnehmen konnte.

Seine Überzeugungen publizierte Luther bis 1521 in drei über den gesamten deutschen Sprachraum verbreiteten Reformschriften: *Von der Freiheit eines Christenmenschen*, *Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche* und *An den christlichen Adel deutscher Nation*. Darin verwarf er den Unfehlbarkeitsanspruch der katholischen Kirche und entwarf eine neue, individuelle Glaubenslehre. Die Kirche bedarf demnach keines geistlichen Oberhauptes, da sie von Gott allein regiert wird. Zugleich rief Luther zum Kampf gegen die Lasterhaftigkeit und Geldgier des römischen Klerus auf und forderte die Verstaatlichung seines Eigentums, die Aufhebung der Klöster und Mönchsorden sowie die Reformierung und Verweltlichung des Bildungswesens.

Solche Ideen trafen im Reich auf breite Zustimmung. Denn stärker noch als unter der territorialen Zersplitterung, beschwerlichen Frondiensten und Leibeigenschaft litt das deutsche Volk eingangs des 16. Jahrhunderts unter der unersättlichen Geldgier und geistigen Bevormundung durch die römisch-katholische Kirche. Raffend und Pfründe schluckend hatte sich die vom Papst repräsentierte Geistlichkeit zu einer regelrechten Landplage entwickelt. Die enge Verfilzung von geistlichem und weltlichem Anspruch der Kurie war zu einem Ärgernis geworden. Eine betont romfeindliche Stimmung breitete sich quer durch alle Stände und Schichten in Deutschland aus.

Parallel dazu keimte im Land mit der von Italien ausgehenden Renaissance und dem Wirken der von ihr angeregten deutschen Humanisten wie Ulrich von Hutten oder Erasmus von Rotterdam ein kulturelles Nationalbewusstsein auf. Hutten hatte sich übrigens als Student 1516 in Italien mit fünf französischen Adligen duelliert und einen von ihnen zur Hölle geschickt, weil sie die Deutschen beleidigten und ihren Kaiser Maximilian I. verspotteten. Das Beschimpfen der Deutschen übernehmen heute einheimische Medien und die Huttens sind längst ausgestorben.

Vor 500 Jahren entstand die Reformation als nationale Bewegung, die ihren Zusammenhalt aus der allgemeinen antirömischen Tendenz im Lande schöpfte. Dies war freilich auch «das größte Abenteuer, das die Deutschen je unternommen haben», wie der Franzose Bernard Nuss schreibt. Denn

Luther und seinen Anhängern drohten nicht nur blutige Sanktionen seitens der Kirche und der sie stützenden Staatsmacht, es drohte ihnen auch der Verlust ihrer ewigen Seligkeit. Was heute eher gering wiegt, war damals entscheidend. Wenn Menschen, die im Glauben an die alleinseligmachende Kraft der Kirche erzogen sind, sich von ihr abwenden, um auf anderen Wegen das Seelenheil zu erlangen, dann folgte darauf die Höllenstrafe. Und diese Hölle stellte für die Individuen des beginnenden 16. Jahrhunderts noch ein höchst reales Phänomen dar, das ihnen bildhaft als Ort unerträglicher Qualen präsent war.

Ritter und Bauern stritten gemeinsam um Rechte und Freiheiten.

Natürlich standen auch Fraktionsinteressen bei der Reformation im Vordergrund. Viele Fürsten erhofften sich die Vermehrung ihres Reichtums und ihrer Macht durch die Enteignung des Kirchenbesitzes. Der alte Ritteradel strebte nach der Restauration mittelalterlicher Zustände und einem geeinten Reich ohne ausländische Einmischung. Das Bürgertum wollte sich aus der Vormundschaft der Kirche befreien und die armen Bauern sahen in Luthers Lehre den Aufruf zum Kampf gegen kirchlich-feudale Unterdrückung. Diese verschiedenen Gruppierungen, anfangs noch im «Los von Rom»-Ruf vereint, sollten allerdings in der Folgezeit bald gegeneinander antreten. Die Reformation entwickelte eine Eigendynamik, die von Luther nicht mehr mitgetragen wurde. Sein Reformziel war die geistige Befreiung; die weltlichen Herrschaftsgrundlagen stellte er nicht in Frage. In den Fürsten sah er vielmehr sein Vollzugsorgan.

Bald nach der Wittenberger Initialzündung drohte die Reformation, aus dem Ruder zu laufen. 1522 erhoben sich Ritter und Kleinadel gegen die Landesfürsten. In den folgenden Kämpfen kam es manchmal zu Bündnissen zwischen Ritterschaft und Bauern, dafür stehen Namen wie Florian Geyer und Götz von Berlichingen, Letzterer durch Goethes frei erfundenes Zitat weltberühmt geworden. Mit dem Zug Franz von Sickingens gegen Trier 1522 erreichte die Rebellion der Ritterschaft ihren Höhepunkt. Sickingen wurde geschlagen und fand ein Jahr später in seiner von Fürstenheeren belagerten Burg den Tod. Im selben Jahr starb auch Ulrich von Hutten, die geistige Führungsperson der Reichsritter.

Nach der Niederlage des Kleinadels kam es 1524/25 zum Bauernkrieg. Es war keine deutschlandweite Bewegung, denn den Bauern ging es nicht überall gleich schlecht. Die Hochburgen des Aufstandes lagen in Schwaben und Franken, wo man als zentrale Forderung die Aufhebung der Leibeigenschaft durchsetzen wollte. Das Gebiet von Thüringen wäre wohl verschont geblieben, denn hier gab es kaum Leibeigenschaft und auch die Abgabenlast an die Feudalherren war vergleichsweise gering. Aber ausgerechnet in Thüringen ergriff mit Thomas Müntzer ein Prediger das Wort, der vielen Menschen den Himmel schon auf Erden versprach.

Müntzer, von der DDR-Geschichtsschreibung zum Säulenheiligen verklärt, war einer jener Dogmatiker, die man regelmäßig in Revolutionen nach Blut und

Der junge Karl V. (um 1500–1558). Porträt von Bernard van Orley, nach 1515. Bild: Public Domain, Wikimedia

Foto links: Lutherzimmer auf der Wartburg. Foto: Alexander Hauk / www.bayernnachrichten.de, Wikimedia

Bild rechts: 1529 konnte sich Wien mithilfe von Truppen des Reiches gegen das osmanische Heer unter Sultan Süleyman dem Prächtigen behaupten. Gravur aus der Germania von Johannes Scheer, 1879. Bild: picture alliance / The Holbarn Archive/Leemage

Kauf Dir einen Kaiser

«Das Finanzkapital im Heiligen Römischen Reich zentrierte sich rund um den Konzern der Fugger. Die Fugger – ursprünglich aus Augsburg, zu Beginn Textilhändler und Textilproduzenten – schafften es im ausgehenden 15. Jahrhundert mithilfe der Handelsgroßmacht Venedig und mit guten Beziehungen zum Vatikan, zu einem Finanztrust aufzusteigen. Der erste Schritt war die Kolonisierung Tirols, die Okkupation der dortigen Bodenschätze. Die dabei zusammengeraubten Edelmetalle wurden genutzt, um ein Münzmonopol zu errichten, Währungspolitik zu machen und auf dieser Grundlage die deutschen Kaiser zu kreditieren. Die Kaiser in dieser Zeit, vor allem die Habsburger Maximilian I. (1459–1519) und Karl V. (1519–1556), kamen durch die milliardenschwere Unterstützung aus dem Hause Fugger ins Amt: Die Augsburger hatten die Kurfürsten bei der Kaiserwahl bestochen und so ihre Favoriten ins Amt gebracht.» (aus: COMPACT-Magazin 7/2014)

Bild links: Ulrich von Hutten züchtigt Franzosen. Gemälde von Wilhelm von Lindenschmit (1829-1895). Bild: picture alliance / akg-images

Bild rechts: Thomas Müntzer in der ältesten, aber nicht verbürgten Darstellung durch Christoph van Sichem, 1608. Bild: Public Domain, Wikimedia

Mord schreien hört, und die ebenso regelmäßig von diesen Revolutionen gefressen werden, ob sie nun Robespierre oder Trotzki heißen. Müntzer stachelte die Bauern, die jahrhundertelang zur Demut erzogen und eher friedlich gesonnen waren, in Brandreden wie der «Allstedter Fürstenpredigt» zum bewaffneten Kampf gegen die «gottlose Obrigkeit» an. Es hieß dort: «Schlagt dran, dran, dran, es ist Zeit, die Bösewichter sind verzagt wie die Hunde!» Doch dieser Aufruf war ein selbstmörderisches Unternehmen. Unzureichend bewaffnet, ohne militärische Disziplin unterlagen zuerst die Bauernhaufen in Süddeutschland den Landsknechtsheeren der Fürsten. Mit der totalen Niederlage des von Müntzer befehligten gut 6.000 Mann starken thüringischen Bauernaufgebotes im Mai 1525 bei Frankenhausen war das Schicksal der Erhebung besiegelt.

Es gibt keinen Zweifel daran, dass Luthers Reformation die geistige Freiheit in Deutschland beflügelt hatte und wie ein reinigendes Gewitter herniedergefahren war. Aber sie hatte auch eine tiefe Spaltung bewirkt. Denn die allumfassende, alleinseligmachende katholische Kirche war letztlich die einzige Gemeinsamkeit sämtlicher deutschen Länder, Staaten und Städte, welche sich allmählich als Nation begriffen. Dieses letzte Bindeglied war nun zerrissen und es verwundert nicht, wenn bald Gegenkräfte auf den Plan traten, um es wieder zusammenzuschmieden.

In Gestalt Karls V., dem Erben der spanischen und der Kaiserkrone, war in Deutschland noch einmal die Möglichkeit erwachsen, der Zersplitterung des Reiches Einhalt zu gebieten. Die hereinbrechende Reformation lief den imperialen Plänen Karls diametral zuwider. Die aus ihr hervorgehende protestantische Fürstenopposition, deren tatsächlicher Beweggrund im Autonomieanspruch der Territorialherrscher bestand, musste deshalb vom traditionell katholisch gebundenen Kaiserhaus zwangsläufig bekämpft werden. Der innenpolitisch durchaus mögliche Sieg der Zentralgewalt (aus den neuentdeckten spanischen Kolonien in Amerika zog man die finanziellen Mittel dafür) wurde jedoch durch eine bedrohliche außenpolitische Konstellation verhindert. Aufgrund der Konfrontation mit Frankreich in Oberitalien und vor allem der osmanischen Gefahr – 1529 belagerten die Türken Karls Hauptstadt Wien! – war der Kaiser immer wieder auf den militärischen Beistand der deutschen Territorialfürsten angewiesen. Zwischen diesen Fronten wurden seine Einheitspläne zerrieben.

> **Für den Kampf gegen die Türken musste Karl V. zu Hause Kompromisse schließen.**

War man sich im Kampf gegen Reichsritterschaft und Bauern noch einig, zerfiel der Fürstenbund bald darauf. In den folgenden Auseinandersetzungen versuchte das konservativ-katholische Lager unter Karl V., den Einfluss des Luthertums zurückzudrängen. Auf dem Reichstag zu Speyer 1526 brachen die Gegensätze zwischen beiden Lagern wieder auf. Die durch Aufhebung von Klöstern und Einziehung von Kirchengut auch finanziell erstarkten lutherischen Länder unter Führung Kursachsens und Hessens protestierten auf dem Reichstag gegen das kaiserliche Begehren nach politischer

Ächtung Martin Luthers. Aus diesem Vorgang leitet sich der geläufige Terminus «Protestanten» ab. Offenbar war ihr Siegeszug nicht mehr aufzuhalten. Mecklenburg, Brandenburg, Anhalt-Dessau führten die Reformation ein. 1542 wurde im Bistum Naumburg-Zeitz Nikolaus von Amsdorff als erster evangelischer Bischof eingesetzt.

Zeitgleich damit breitete sich die Reformation auch in Europa aus. Neben Siebenbürgen (Ungarn/Rumänien) und der Schweiz erfasste sie vorrangig Nordeuropa von den Niederlanden bis nach Schweden. Sie zerstörte die universelle Stellung der römischen Papstkirche und der von ihr getragenen religiösen Einheit in weiten Teilen des Kontinents und leitete allerorten den bürgerlichen Kampf gegen den Feudalismus ein.

Ein höchst brüchiger Frieden besiegelte Deutschlands Spaltung.

Die katholische Seite, durch das 1545 begonnene Konzil von Trient innerlich und äußerlich gefestigt, holte zum Gegenschlag aus. Protagonist dieser Gegenreformation war das habsburgische Kaiserhaus. Eine wichtige Rolle im katholischen Revancheplan spielte das Wirken des 1534 gegründeten Jesuitenordens. 1548 erlagen die deutschen Protestanten im Schmalkaldischen Krieg zunächst ihren Gegnern. Vier Jahre später kam es zur Fürstenrebellion gegen Karl V. unter Führung Sachsens, Hessens und Brandenburgs. 1555 wurde in Augsburg endlich Religionsfrieden geschlossen. Jeder Landesherr im Deutschen Reich hatte fortan das Recht, die Religion seiner Untertanen zu bestimmen. Damit waren die letzten kirchlich-religiösen Gemeinsamkeiten des Reiches aufgehoben und die territoriale Zersplitterung besiegelt.

Die Spaltung Deutschlands in katholische und protestantische Fürstentümer fand ihre Entsprechung in der Spaltung Europas in katholische und protestantische Staaten. Während diese aber als einheitliche Staatsgebilde weiterexistierten, war Deutschland endgültig in sich zerrissen. Doch zunächst schien die größte Gefahr gebannt. Erst nach einer 63-jährigen Friedensperiode, der bis heute längsten in unserer Geschichte, folgte eine Katastrophe von wahrhaft apokalyptischen Ausmaßen. ■

Der Augsburger Kaufmann Anton Fugger gilt als reichster Mann der Geschichte. Auf diesem Bild von Karl Becker (1820-1900) aus dem Jahr 1866 verbrennt er 1530 die Schuldscheine des vor ihm sitzenden Kaisers Karl V. Vermutlich ist diese Geschichte jedoch frei erfunden. Bild: picture-alliance / akg-images

Grafik: COMPACT

Geburtsstunde des armen Michel

_ 6. Kapitel

Der Dreißigjährige Krieg treibt Deutschland in seine schlimmste Katastrophe. Land und Leute scheinen dem Untergang geweiht – sie werden zum Spielball ausländischer Interessen. Doch es keimt auch Hoffnung.

Im Rathaus zu Münster in Westfalen unterschrieben am 24. Oktober 1648 nach mehrjährigen Verhandlungen die Gesandten der katholischen deutschen Reichsstände und Frankreichs einen Friedensvertrag. Gleiches geschah in Osnabrück mit den protestantischen Ständen und den Schweden. Dieser Westfälische Frieden legte Zeugnis ab, dass der Dreißigjährige Krieg infolge allgemeiner Erschöpfung sämtlicher Parteien gestorben war. Wo es in Deutschland noch Kirchenglocken gab, läuteten sie über verbrannten Städten und verwüsteten Fluren. Das längste Völkermorden in der Geschichte Europas war zu Ende. Und nur die allgelehrtesten Professoren sahen sich 1648 in der Lage zu erklären, wie und warum alles drei Jahrzehnte zuvor begonnen hatte, weshalb das ehemals so wohlhabende Deutsche Reich zur gestaltlosen Trümmerwüste geronnen war.

Drei-Groschenmünze mit Wallensteinporträt aus dem Jahre 1629. Foto: Hermann Junghans, Wikimedia, CC BY-SA 3.0 DE

Als an einem milden Maivormittag des Jahres 1618 zwei kaiserliche Beamte aus den Fenstern des Prager Hradschin stürzten, herausgeworfen «nach altböhmischer Sitte» von einer zorn- und weintrunkenen Rotte evangelischer Adliger, begann das blutige Drama. Die herabgefallenen Räte landeten zwar weitgehend unversehrt auf einem Misthaufen, aber die provokatorische Tat der böhmischen Standesherren zog ihre Kreise. Der Prager Fenstersturz wurde zum Funken, welcher angehäuften politischen Sprengstoff explodieren ließ. Und mitten auf dem Pulverfass saßen die Deutschen.

Niemand wusste genau, warum dieser Krieg ausbrach.

Europa war durch die Reformation mittlerweile in zwei Lager gespalten: die spanisch-habsburgisch-katholische und die niederländisch-schwedisch-evangelische Partei. Während allmählich herangewachsene Nationalstaaten wie Frankreich, Spanien, Schweden, England sich mehr oder weniger eindeutig zu einer der feindlichen Fraktionen bekannten, ging im zersplitterten Deutschland die

Im Pfälzischen Erbfolgekrieg wurde Heidelberg 1693 durch französische Truppen zerstört. Holzstich nach einem Gemälde von Feodor Dietz (1813–1870) aus dem Jahr 1857. Bild: picture-alliance / akg-images

Johann T'Serclaes von Tilly, der Schlächter von Magdeburg, war Oberbefehlshaber der Katholischen Liga und des kaiserlichen Aufgebots. Stich von Pieter de Jode dem Älteren um 1630. Bild: Pieter de Jode II, Public domain, Wikimedia

Religionsgrenze oft mitten durch Städte und Länder. Vereinfacht gesagt: Norddeutschland war im Wesentlichen evangelisch, Süddeutschland (außer Württemberg) katholisch.

Natürlich war die Religionsfrage vorrangig Ausdruck wechselnder politisch-ökonomischer Interessen, aber man sollte sich hüten, sie geringzuschätzen. Belange des wahren christlichen Glaubens beschäftigten sowohl die Gelehrten, wie die einfachen Menschen des 17. Jahrhunderts intensiv. Religiöse Postulate waren die Vorläufer späterer ideologischer Parolen, um deren Wirksamkeit wir Deutschen nur zu genau wissen sollten. Die auf den Scheiterhaufen der Inquisition brennenden Ketzer gelangten dorthin nicht aus wirtschaftlichen oder handelspolitischen Erwägungen, sondern aus religiösen Motiven.

Zur Wahrung ihrer bedrohten Interessen schlossen sich die protestantischen Staaten Deutschlands im Mai 1608 zur Union zusammen, einem Schutz- und Trutzbündnis gegen den Habsburger-Kaiser zu Wien. Ein Jahr später wurde als Gegengewicht die katholische Liga ins Leben gerufen, zusammengekittet durch spanisches Gold aus Südamerika und die geschickte Rabulistik der Jesuiten. Das Programm der Ligisten unter Führung des Kurfürsten Maximilian von Bayern hieß: gesamteuropäische Gegenreformation, zuerst und zuvörderst in Deutschland, wo mit Martin Luther die protestantische Bewegung ihren Ausgang genommen hatte.

Böhmen zählte damals noch zum Deutschen Reich und war direkt dem Kaiser unterstellt. Dort, in der Heimat der aufmüpfigen Hussiten, sollte ein Exempel statuiert werden; kaiserliche Beamte drangsalierten die Andersgläubigen, man ließ evangelische Kirchen schließen und behinderte den Gottesdienst. Auf einen Vorwand wie den Prager Fenstersturz wurde geradezu hingearbeitet. Die Verhältnisse in Böhmen eskalierten 1618 schnell. Die Stände setzten den Kaiser kurzerhand ab und wählten sich einen eigenen König, den Pfalzgrafen Friedrich. Bereits 1619 begann an der Peripherie des Reiches das Morden und Schlachten zwischen Tschechen und Spaniern, Ungarn und Italienern, gelegentlich waren sogar schon Deutsche dabei. Auf sie ergoss sich die Schale des Zorns allerdings erst ab 1621.

Der Kaiser wollte gegen die rebellischen Hussiten in Böhmen ein Exempel statuieren.

Über den Dreißigjährigen Krieg ist unendlich viel geschrieben worden. Misst man die Fülle der Ereignisse am Ergebnis des Ganzen, so lohnt es kaum, das militärische Kreuz- und Querziehen näher zu betrachten. Wer da auf wen schoss, stach und hieb, wer mit wem Bündnisse schloss und sie wieder annullierte, vermag allenfalls Spezialisten zu interessieren. Dass es dabei am wenigsten um deutsche Belange ging, zeigt schon die Periodisierung des Krieges in einen böhmischen (1618 bis 1623), dänischen (1625 bis 1630), schwedischen (1630 bis 1635) und französischen (1635 bis 1648).

Bild links: Im Mai 1631 wurde Magdeburg durch kaiserliche Truppen unter Tilly und Pappenheim vollständig verwüstet. Hier auf einem Gemälde von Eduard Steinbrück aus dem Jahr 1866. Bild: Public Domain

Foto rechts: Der Alte Königspalast in Prag war Schauplatz des Fenstersturzes 1618. Foto: Sarah and Jason, Wikimedia, CC BY-SA 2.0

Johann T'Serclaes von Tilly, der Schlächter von Magdeburg, war Oberbefehlshaber der Katholischen Liga und des kaiserlichen Aufgebots. Stich von Pieter de Jode dem Älteren um 1630. Bild: Pieter de Jode II, Public domain, Wikimedia

Religionsgrenze oft mitten durch Städte und Länder. Vereinfacht gesagt: Norddeutschland war im Wesentlichen evangelisch, Süddeutschland (außer Württemberg) katholisch.

Natürlich war die Religionsfrage vorrangig Ausdruck wechselnder politisch-ökonomischer Interessen, aber man sollte sich hüten, sie geringzuschätzen. Belange des wahren christlichen Glaubens beschäftigten sowohl die Gelehrten, wie die einfachen Menschen des 17. Jahrhunderts intensiv. Religiöse Postulate waren die Vorläufer späterer ideologischer Parolen, um deren Wirksamkeit wir Deutschen nur zu genau wissen sollten. Die auf den Scheiterhaufen der Inquisition brennenden Ketzer gelangten dorthin nicht aus wirtschaftlichen oder handelspolitischen Erwägungen, sondern aus religiösen Motiven.

Zur Wahrung ihrer bedrohten Interessen schlossen sich die protestantischen Staaten Deutschlands im Mai 1608 zur Union zusammen, einem Schutz- und Trutzbündnis gegen den Habsburger-Kaiser zu Wien. Ein Jahr später wurde als Gegengewicht die katholische Liga ins Leben gerufen, zusammengekittet durch spanisches Gold aus Südamerika und die geschickte Rabulistik der Jesuiten. Das Programm der Ligisten unter Führung des Kurfürsten Maximilian von Bayern hieß: gesamteuropäische Gegenreformation, zuerst und zuvörderst in Deutschland, wo mit Martin Luther die protestantische Bewegung ihren Ausgang genommen hatte.

Böhmen zählte damals noch zum Deutschen Reich und war direkt dem Kaiser unterstellt. Dort, in der Heimat der aufmüpfigen Hussiten, sollte ein Exempel statuiert werden; kaiserliche Beamte drangsalierten die Andersgläubigen, man ließ evangelische Kirchen schließen und behinderte den Gottesdienst. Auf einen Vorwand wie den Prager Fenstersturz wurde geradezu hingearbeitet. Die Verhältnisse in Böhmen eskalierten 1618 schnell. Die Stände setzten den Kaiser kurzerhand ab und wählten sich einen eigenen König, den Pfalzgrafen Friedrich. Bereits 1619 begann an der Peripherie des Reiches das Morden und Schlachten zwischen Tschechen und Spaniern, Ungarn und Italienern, gelegentlich waren sogar schon Deutsche dabei. Auf sie ergoss sich die Schale des Zorns allerdings erst ab 1621.

Der Kaiser wollte gegen die rebellischen Hussiten in Böhmen ein Exempel statuieren.

Über den Dreißigjährigen Krieg ist unendlich viel geschrieben worden. Misst man die Fülle der Ereignisse am Ergebnis des Ganzen, so lohnt es kaum, das militärische Kreuz- und Querziehen näher zu betrachten. Wer da auf wen schoss, stach und hieb, wer mit wem Bündnisse schloss und sie wieder annullierte, vermag allenfalls Spezialisten zu interessieren. Dass es dabei am wenigsten um deutsche Belange ging, zeigt schon die Periodisierung des Krieges in einen böhmischen (1618 bis 1623), dänischen (1625 bis 1630), schwedischen (1630 bis 1635) und französischen (1635 bis 1648).

Bild links: Im Mai 1631 wurde Magdeburg durch kaiserliche Truppen unter Tilly und Pappenheim vollständig verwüstet. Hier auf einem Gemälde von Eduard Steinbrück aus dem Jahr 1866. Bild: Public Domain

Foto rechts: Der Alte Königspalast in Prag war Schauplatz des Fenstersturzes 1618. Foto: Sarah and Jason, Wikimedia, CC BY-SA 2.0

Die «Heldentaten» eines Tilly, Banér, Mansfeld, Werth, Pappenheim, Bernhard von Weimar und anderer Söldnerführer solchen Schlages sind ein unerquickliches Kapitel voller Blut, Qual und Wehgeheul. Was die deutsche Zivilbevölkerung erleiden musste, spottet jeder Beschreibung. Stellvertretend für zahlreiche Berichte sei hier aus der Chronik des protestantischen Pfarrers Johann Daniel Minck aus Groß-Bieberau in Hessen zitiert.1634 notierte der Pastor: «Kein Mensch durfte sich auf dem Land blicken lassen, ihm wurde nachgejagt wie einem Wild, er wurde ergriffen, unbarmherzig geschlagen, nackt an den heißen Ofen gebunden, aufgehängt, mit Wasser und Jauche getränkt, welches die Soldaten den Leuten aus Zubern in den Mund schütteten und mit Füßen auf ihren angeschwollenen Bäuchen herumsprangen.»

Wenn zu diesen Schrecknissen noch der häufig unvermeidliche Nahrungsmangel trat, dann boten sich Bilder des Entsetzens. Johann Daniel Minck berichtete aus dem Jahr 1635: «Durch diesen Hunger ging es vielen Leuten so schlecht, dass sie nichts als Haut und Knochen waren. Die Haut hing ihnen am Leib wie ein Sack, sie waren ganz schwarz-gelb, mit geweiteten Augen, krätzig, aussätzig, dick geschwollen und fiebrig, so dass es einem grauste, sie anzuschauen.»

Die beiden einzigen Charaktere dieses geharnischten Zeitalters, Wallenstein und Gustav Adolf von Schweden, starben, als der Krieg erst seine Halbzeit erreichte; was danach folgte, war nurmehr grausamstes Räuberspektakel. Am Ende erwischte es sogar Brandenburg-Preußen, dessen Kurfürst Georg Wilhelm sein Land mit Hilfe abenteuerlichster Schaukelpolitik immerhin zwölf Jahre vor dem Schlimmsten bewahren konnte. Kein deutsches Land blieb verschont, abgesehen von einer Ausnahme. Im äußersten Nordwesten wohnten an der Ems die Ostfriesen, freie und stolze Bauern von alters her, die noch bis 1454 von Häuptlingen regiert wurden. Ihr Land, Jahrhunderte später unerschöpflicher Lieferant diskriminierender Witzeleien, entging der Kriegsfackel. Viele Deutsche wären damals freudig Ostfriesen geworden.

Eine furchtbare Blutspur voll Qual und Wehgeheul zog sich durch drei Jahrzehnte.

Stattdessen sahen sich die Bewohner Deutschlands eingewebt in einen bunten Flickenteppich von unterschiedlichsten Hoheitsgebieten. «Ein Monstrum» nannte es der zeitgenössische Staatsrechtslehrer Samuel Pufendorf. Dass Deutschland 1648 aus mehr als 300 verschiedenen Territorien bestand, kann man in nahezu allen Geschichtsbüchern lesen. Jeder Historiker hat diese Zahl getreulich vom anderen abgeschrieben. Tatsächlich waren es genau 247 Länder und Ländchen, immer noch eine unglaublich hohe Zahl. Zu ihnen gehörten lächerlich winzige Gebilde wie das Fürstentum Ratzeburg, die Grafschaften Lingen und Rappolt-

Beim Prager Fenstersturz wurden die königlichen Statthalter Jaroslav Borsita Graf von Martinitz und Wilhelm Slavata sowie Kanzleisekretär Philipp Fabricius ins Freie befördert. Gemälde von Wenzel von Brozik (1851–1901) aus dem Jahr 1889. Bild: picture-alliance / akg-images

Wallenstein, eigentlich Albrecht Wenzel Eusebius von Waldstein, (1583–1634). Kupferstich eines unbekannten Meisters, etwa 1625. Bild: Public Domain, Wikimedia

Die Belagerung Magdeburgs (1631). Zeitgenössische Darstellung von Pieter Meulener (1602–1654). *Bild: Erik Cornelius / Nationalmuseum, Public Domain, Wikimedia*

stein, die Herrschaften Blieskastel und Hohenwaldeck, die Freien Reichsstädte Biberach, Leutkirch, Überlingen, die Abteien Cornelismünster und Ochsenhausen, die Propstei Ellwangen…

Das Deutsche Reich war zur absoluten politischen Ohnmacht verurteilt und hatte auf allen Gebieten verloren. Aus einem Land, das einst die Vorkämpfer der bürgerlichen Emanzipation stellte, war die Magd Europas geworden. Der Verlust an Menschen während des Dreißigjährigen Krieges lässt sich unmöglich exakt berechnen. Als Beispiel sei die Grafschaft Württemberg genannt, wo 1634 etwa 320.000 Einwohner lebten – am Ende des Krieges waren es noch ganze 48.000! Das reiche Augsburg schmolz von nahezu 100.000 auf 18.000 Einwohner. Manche Städte, wie Magdeburg 1631, sanken vollständig in Trümmer. Das Land war so wüst und leer, dass der Kurfürst von Sachsen vor den Toren Dresdens Wölfe und Bären jagen konnte. In der Rheinpfalz, in Hessen, Ostschwaben, Thüringen, Mecklenburg und Pommern betrugen die Bevölkerungsverluste zwei Drittel des Standes von 1618.

Die Deutschen wurden damals ihrer Identität beraubt.

Schwerwiegender als alle materiellen Einbußen, die sich von den bekanntermaßen fleißigen Deutschen wieder wettmachen ließen, wogen die geistigen Folgen des Dreißigjährigen Krieges. Staatliche Ordnung, Verwaltung und Rechtspflege lagen darnieder, Sprache, Sitte und Kultur – einst Vorbild für ganz Europa – befanden sich in Auflösung.

Man suchte Ersatz und fand selbigen im Ausland. Frankreich vor allem wurde das Vorbild in Kunst, Mode, Baustil, Vergnügungen. Ein Zeitgenosse klagte, dass man «die Affengebärden, Schlaraffenkleider und leichtfertigen Unarten täglich in Sitten, Zeremonien, Gastmählern, Sprache und Kleidung samt der Musik nachahmt.» So wie heutzutage jedwede Art und Unart aus den USA. Deutsch galt nur noch als Umgangssprache der Ungebildeten und Unterprivilegierten:

«Wer nicht Französisch kann,
Ist kein berühmter Mann;
Drum müssen wir verdammen,
Von denen wir entstammen.»

Es ist schon verwunderlich genug, dass während des Krieges ein gefühlvolles Gedicht wie Simon Dachs *Ännchen von Tharau* geschrieben wurde. Nach 1648 war dergleichen vergessen, stattdessen herrschten Ungeschmack und Schwulst. Ein wissenschaftliches Genie wie der Astronom Johannes Kepler konnte man sich in dieser Zeit gleich gar nicht vorstellen. Dafür nahmen Aberglauben und Hexenwahn einen ungeahnten Aufschwung.

Die Deutschen wurden damals ihrer nationalen Identität beraubt und trugen schwer an einem Minderwertigkeitsgefühl namentlich gegenüber dem westlichen Ausland. Ihr Reich war eben nur die Karikatur eines Staatsgebildes geworden. An ihm war nichts mehr heilig und in seinen Grenzen lebte vom Bewusstsein her keineswegs eine deutsche Nation. Muckertum und Untertanengeist dominierten in den «niederen Ständen», während der Adlige entweder zum Hoflakaien oder zum Krautjunker degenerierte. Wie oft in Zeiten gesellschaftlichen Niederganges geriet die Sucht nach Titeln zur Krankheit, wurden die Förmlichkeiten immer steifer, die Anreden immer schwülstiger. Die extreme Kleinstaaterei mit ihren Paragraphen, Grenzen und Zollschranken verformte den Geist der Deutschen zum Provinzlertum. Der arme Michel mit seinem Kirchturmhorizont war geboren. Folgerichtig nannte damals Grimmelshausen den Helden seines Schlüsselromans über die Epoche des 17. Jahrhunderts *Simplicissimus Teutsch*, den äußerst einfältigen Deutschen.

Die Adligen degenerierten zu Hoflakaien und Krautjunkern.

1648 ging ein Zwiespalt durch die deutsche Geschichte, so tief, dass alles, was vor dem Dreißigjährigen Krieg lag, aus dem Gedächtnis des Volkes schwand, die Reformation ausgenommen. Der Westfälische Friede hinterließ einen schwachen, schwerfälligen Staatskörper, der als Ganzes keine Bedeutung mehr besaß, während seine einzelnen

Unser Hiroshima

Als «Hiroshima des Dreißigjährigen Krieges» bezeichnet der Historiker Hellmut Diwald das protestantische Magdeburg. Die Verwüstungen durch die katholischen Eroberer unter dem kaiserlichen General Tilly waren so furchtbar, dass die Zeitgenossen das Verbum «magdeburgisieren» fortan im Sinne von «total zerstören» gebrauchten. In dem Standardwerk von Matthias Puhle *Magdeburg. Die Geschichte der Stadt* aus dem Jahr 2005 heißt es zur Erläuterung: «Im April 1631 stehen 42.000 Mann unter dem Kommando des kaiserlichen Befehlshabers Tilly etwa 7.000 Verteidigern in der Stadt gegenüber. Der Sturm auf die Stadt beginnt am 10. Mai. (…) Nach der Niederlage lässt Tilly die mehrere Tage zur Plünderung freigeben, Tage in denen die Bewohner der Stadt den Soldaten schutzlos ausgeliefert sind, es wird vergewaltigt, geplündert, gemordet und Geld erpresst. Das Ergebnis war für die Stadt verheerend. Von 30.000–40.000 ehemaligen Bewohnern sind nach ersten Zählungen im Jahr 1632 noch ganze 468 verblieben. Schätzungen über die Todesopfer reichen von 20.000–24.000.»

Die trauernde Magdeburg von Adolf von Donndorf, Teil des Lutherdenkmals in Worms. Foto: Evergreen68, CC BY-SA 4.0, Wikimedia

Silbermedaille zum 100. Jahrestag des Westfälischen Friedens. Foto: Hermann Junghans, Wikimedia, CC BY-SA 3.0 DE

Grafik: COMPACT

Glieder, von Österreich und dem eben damals aufstrebenden Brandenburg-Preußen abgesehen, viel zu unbedeutend waren, um eine selbstständige Politik zu verfolgen.

Die Schweden nisteten sich für die nächsten 150 Jahre in Vorpommern und Bremen ein, Franzosen besetzten das Elsass; die Schweiz und die Niederlande verließen endgültig das Heilige Römische Reich Deutscher Nation. Und während jeder kleine Potentat seinen Ehrgeiz dareinsetzte, ein Schlösschen im Stile von Versailles zu bauen oder seinem Leben etwas von dem fürstlichen Glanz Pariser Art zu geben, versuchten etwa 20 Millionen deutsche Bauern und Bürger in stiller, geduldiger Arbeit, das zerstörte Land wieder emporzubringen. Handel und Gewerbe, Landwirtschaft und Handwerk erholten sich allmählich in dem vom Krieg heimgesuchten Orten.

Den politischen Gewinn aus drei Kriegsjahrzehnten zogen die Landesfürsten durch Übernahme der Kirchenhoheit, das Recht, Bündnisse mit auswärtigen Mächten zu schließen und die Errichtung stehender Heere. Territorialen Zuwachs erzielten vor allem Bayern mit der Oberpfalz und Brandenburg-Preußen mit Hinterpommern. Bedeutung und Einfluss der drei katholischen Kurfürstentümer Mainz, Köln und Trier schwanden dahin. Die «Libertät» der weltlichen Territorialherren siegte endgültig über des Kaisers Zentralgewalt, wobei es vom jeweiligen Herrscher abhing, ob er die seit dem Westfälischen Frieden verkündete religiöse Toleranz auch in der Praxis durchsetzte.

Ohnmächtig und nahezu schutzlos musste man im Reich den französischen Raubzügen Ludwigs XIV. zusehen, dessen Truppen die Pfalz und das Rheinland verwüsteten, Städte wie Worms, Speyer,

Der Dreißigjährige Krieg

Mannheim niederbrannten. 1693 sank Heidelberg mitsamt seinem prächtigen Renaissanceschloss in Schutt und Asche. Selbst der Frankreich heimlich bewundernde Preußenkönig Friedrich II. bezeichnete das als «ewige Schande der französischen Nation, die wiewohl sehr höflich, sich manchmal zu Grässlichkeiten hinreißen ließ, die der barbarischsten Nationen würdig wären.»

So beklagenswert diese politische Zersplitterung des Deutschen Reiches auch ist – sie besaß nicht nur Nachteile. Gerade dank dieser in Europa einmaligen Zerklüftung besitzt Deutschland heute eine so reiche Kulturlandschaft wie kein anderes Land vergleichbarer Größe. «Jeder Einzelstaat und selbst kleinste Duodezfürstentümer hatten eine Residenzstadt, die entsprechend den finanziellen Möglichkeiten des Landesherrn ein Schloss, ein Theater, nicht selten ein Opernhaus, eine Bibliothek und weitere Kultureinrichtungen besaß», so Hans-Dieter Gelfert. Von dieser reichen Erbschaft ist das meiste bis heute erhalten oder wurde nach dem Krieg wiederaufgebaut.

Deutschlands Zersplitterung besaß auch ihre Vorteile: eine große kulturelle Vielfalt.

Der Historienmaler Carl Theodor von Piloty (1826–1886) schuf sein Gemälde Der Hofastrologe Seni vor der Leiche Wallensteins 1855 in Anlehnung an Friedrich Schillers Wallenstein-Trilogie. Auffallend ist das Fehlen jeglicher religiöser Motive in dem Werk. Bild: CC BY-SA 4.0, Wikimedia Commons

Als Europa schließlich aus dem Schlaf der Vernunft erwachte, brach auch für Deutschland ein neues Zeitalter an. Die Aufklärung eroberte das Denken der Elite. Niemand hätte erwartet, dass ausgerechnet Brandenburg-Preußen, jenes vom Dreißigjährigen Ermüdungskrieg schwer mitgenommene Land, beispielgebend auf diesem Gebiet werden sollte. Dort, in der Mark, in Pommern und Ostpreußen begann ein Prozess, den Friedrich der Große 100 Jahre später als «Mirakel des Hauses Brandenburg» umschrieb.

Die unzufriedenen Böhmen hingegen, von deren Territorium das ganze Morden seinen Ausgang nahm, standen 1648 vor dem Trümmerhaufen ihrer Hoffnungen. Die Fenstersturzer von Prag zahlten fast alle mit Geld und Leben, Böhmen selbst blieb für die nächsten 250 Jahre dem Kaiser in Wien untertan. ■

Am 15. Mai 1648 beschworen die spanischen und niederländischen Gesandten im Rathaussaal von Münster den Friedensschluss. Erste Sondierungen der Kriegsparteien über einen Friedenskongress hatte es bereits im Jahre 1637 gegeben. Doch erst im Juni 1645 begannen in Osnabrück tatsächliche Gespräche. Um Streitigkeiten zwischen den beteiligten Mächten vorzubeugen, wurden die Verhandlungen auf Münster und Osnabrück aufgeteilt. Zeitgenössische Darstellung von Gerard ter Borch (1617–1681) Bild: Public Domain, Wikimedia

Die Staatsmaschine im märkischen Sand

_7. Kapitel

Nahezu unbemerkt etabliert sich im Norden ein Reich von neuem Zuschnitt. Das spätere Preußen wird allmählich zum Vorbild für Pflichtbewusstsein, Toleranz und militärischen Schneid – von keinem so exemplarisch verkörpert wie von Friedrich dem Großen.

Seit 1170 verwendeten die Askanier einen roten Adler, hier auf dem Wappen der Markgrafen von Brandenburg im 15. und 16. Jahrhundert. Der Greifvogel symbolisiert bis heute das Land. Foto: Bayerische Staatsbibliothek Cod.icon. 312 c, Public Domain, Wikimedia

«Allianzen sind zwar gut, aber eigene Kräfte noch besser», erklärte Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg in seinem Testament. Er wusste, wovon er sprach, war es doch gerade sein Land gewesen, das im Dreißigjährigen Krieg leidvolle Erfahrungen mit jähen Bündniswechseln machen musste. Vom Franzosenkönig Ludwig XIV. um die Früchte seines Sieges bei Fehrbellin (1675) betrogen, sah der Große Kurfürst sein politisches Heil im Aufbau einer möglichst schlagkräftigen Armee und einer weitgehend autarken Wirtschaft.

Da aber Brandenburg-Preußen ein bekanntermaßen armes und von der Natur wenig verwöhntes Land war, holte sich Friedrich Wilhelm seine Mitstreiter aus allen Himmelsrichtungen. Im Edikt von Potsdam gewährte er den in Frankreich aus religiösen Gründen drangsalierten Hugenotten Glaubensfreiheit und eine neue Heimat an Spree und Havel. Dieses Dokument vom 8. November 1685 gilt allgemein als Anfang einer von den Hohenzollern geprägten Politik ideologischer Toleranz. Begonnen hatte das jedoch weitaus früher.

> «Allianzen sind zwar gut, aber eigene Kräfte noch besser.» Kurfürst Friedrich Wilhelm

Bereits die Reformation verlief in Brandenburg ohne ansonsten übliche Glaubenskämpfe und Zwangsbekehrungen. Als 1613 unter Kurfürst Johann Sigismund das brandenburgische Herrscherhaus zum Calvinismus übertrat, wurde kein Untertan gezwungen, diesen Schritt nachzuvollziehen, wie es anderswo in Deutschland an der Tagesordnung war. Derartig behutsamer Umgang mit Glaubensfragen sprach sich rasch herum, und seit der Mitte des 17. Jahrhunderts suchten religiös Verfolgte in Brandenburg-Preußen Zuflucht. Zu ihnen gehörten deutsche Mennoniten, schottische Presbyterianer, französische Waldenser und Katholiken aus aller Herren Länder. Selbst die nirgendwo gern gesehenen Juden erhielten anfangs (allerdings in begrenztem Maße und zeitlich befristet) Asyl. Bald kam der populäre Spruch auf:

«Es wird niemand Preuße, denn durch Not,
Und ist er's geworden, so dankt er Gott.»

In der Schlacht bei Zorndorf im Siebenjährigen Krieg verhinderte Preußens Armee unter Führung von Friedrich II. am 25. August 1758 das Eindringen der Russen in die Mark Brandenburg. Hier in der Darstellung von Carl Röchling (1855–1920) aus dem Jahre 1904. Bild: picture-alliance / akg-images

Bild links: Das Bernsteinzimmer aus dem Petersburger Katharinenpalast ist seit 1945 verschollen. 2003 wurde eine Nachbildung eröffnet. Foto: jeanyfan, Public domain, Wikimedia

Bild rechts: Friedrich Wilhelm I. (1688-1740) ging als Soldatenkönig in die Geschichte ein – dabei führte der Monarch nur einen einzigen Krieg. Vor allem kümmerte er sich etwa um Neubauten, wie hier auf einem Kupferstich von Hugo Vogel (1855–1930) für das Rote Rathaus in Berlin, förderte die Wirtschaft und führte die Schulpflicht ein. Bild: picture-alliance / akg-images

Dieses Gemälde von Antoine Pesne (1683–1757) zeigt Friedrich Wilhelm I. mit Bruststern und Schulterband des Schwarzen Adlerordens. Bild: The Bridgeman Art Library, Public Domain; Wikimedia

1701 erlangte Kurfürst Friedrich III. die Königswürde für Preußen. Das Land war nun gleichsam von Staats wegen verpflichtet, seine Partitur im Konzert der europäischen Mächte zu spielen. Dazu bedurfte es einer starken Armee, vor allem wegen der überdehnten Grenzen eines aus fünf getrennten Teilen bestehenden Staates. Das Preußen des als «Soldatenkönig» bekannten Friedrich Wilhelm I. (1713–1740) reichte über mehr als 1.000 Kilometer vom linksrheinischen Kleve bis in die litauische Nachbarstadt Memel. Dieses eher unorganische, zufällig zusammengewürfelte Gebilde verlangte mehr als andere nach «Arrondierung», um lebensfähig zu sein und das wiederum zwang zur äußersten Straffung aller Kräfte. Friedrich Wilhelm I. erkannte dies besser als manch anderer und opferte bewusst Glanz für Macht, für das «Reelle», wie er immer wieder sagte. Einerseits gab es kaum ein Land mit derart hohen Steuern wie Preußen (die Armee kostete viel Geld), andererseits wurde nirgends so viel vom Staat finanziert und subventioniert. Es gibt Historiker, die deshalb in Friedrich Wilhelm I. einen frühen Sozialisten sehen.

Vor allem brauchte das Land Menschen. 1732 gewährte der König in einem Patent 25.000 Salzburger Protestanten, die aus ihrer Heimat vertrieben wurden, Aufnahme in Ostpreußen. Er bezahlte die Reisekosten und überließ ihnen Vieh, Saatgut und Gerätschaften. Die Österreicher aus dem Gebirge leisteten Bemerkenswertes in einem Land, das vorrangig aus Urwald und Sümpfen bestand.

Man darf sich allerdings preußische Toleranzpolitik nicht so vorstellen, dass damals jedermann ohne Einschränkung Asyl im Land gewährt wurde. Der Staat benötigte ja nicht Menschen schlechthin, sondern Arbeitskräfte und Produzenten. Gesellschaftliche Randgruppen waren unerwünscht. In Preußen galten zahlreiche Verordnungen, wonach Arme, Bettler, Landstreicher «und anderes unnützes Gesinde» abzuweisen seien. Friedrich Wilhelm I. befahl 1725 sogar, dass alle an der preußischen Grenze aufgegriffenen Zigeuner «ohne Gnade mit dem Galgen bestraft» werden sollten. Und über die Juden sagte er 1721: «Ich verlange mir das Schachergesindel nicht in meinem Lande.»

Friedrichs Toleranz bedeutete nicht, allen Asyl zu gewähren.

Wenn man über die Geschichte des 18. Jahrhunderts spricht, so geraten mehr als zu anderen Zeiten die Monarchen in den Mittelpunkt des Interesses. Während der Epoche des Absolutismus hing die gesamte Staats-und Wirtschaftsmaschinerie in hohem Maße von den Intentionen des Herrschers ab. Fluch oder Segen seiner Mit- und Nachwelt war auch Friedrich Wilhelm I. ausgesetzt, vom Charakter eher ein Biedermann, den der Staatsdienst häufig zum Wüterich machte. Dieser umtriebige Fürst drohte widerwilligen Beamten: «Ich lasse hängen

und braten wie der Zar und traktiere Sie wie Rebellen.» Aber man muss ihm lassen, dass er auch mit sich selbst unerbittlich streng war.

«Ich ruiniere den Junkers ihre Autorität», schrieb der König 1717 und ließ im selben Jahr eine Kadettenanstalt gründen, um über die Ausbildung des Offiziersnachwuchses den einheimischen Adel an Armee, Monarch und vor allem an den Staat zu binden. Friedrich Wilhelm I. und seinem Sohn Friedrich dem Großen gelang es nicht zuletzt durch dauernde Beispiele von Selbstdisziplin, das ständische Freiheitsethos der Aristokratie umzuwandeln in ein gesamtstaatlich orientiertes Pflicht- und Dienstethos. Beamte waren in Preußen angehalten zu unbedingtem Gehorsam, unbestechlicher Pflichterfüllung und rückhaltloser Hingabe an den Staatsdienst. Fachliche Kompetenz ebenso wie dienstliche Disziplin der Beamtenschaft ermöglichten erst den Aufbau eines modernen Staates. Dass solchen Forderungen auch in Preußen allgemein-menschliche Schwächen entgegenstanden, liegt auf der Hand. Ein Monarch wie Friedrich der Große sah sich deswegen immer wieder in der Rolle des unbequemen, ja unerwünschten Mahners.

Allmählich entstand bei Preußens Elite eine verinnerlichte Grundhaltung von Ordnungsliebe, Organisationsgabe, Pünktlich-und Gründlichkeit, die später im Ausland als typisch deutsche Tugenden bewertet wurden. Freilich entartete zuweilen der Dienstgedanke zum blindem Gehorsam, wurde das Erhabene zum Lächerlichen – weniger allerdings in der preußischen als vielmehr in der neudeutschen Variante. Für Brandenburg-Preußen scheint das heute verklungene «Üb' immer Treu und Redlichkeit» vom Turm der Potsdamer Garnisonkirche am ehesten zur Nationalhymne zu taugen.

Friedrich dem Großen blieb es vorbehalten, den ersten Rechtsstaat Europas zu schaffen. «Vor Gericht müssen die Gesetze sprechen, und der Souverän muss schweigen», schrieb der König 1752. Es war ihm ernst damit. Das bezeugen zahlreiche Beispiele, nicht nur der berühmte Müller Arnold-Prozess oder die Abschaffung der Folter. Worin auch immer Friedrichs geheimste Intentionen bestanden – seine janusköpfige Natur hat die meisten Biografen ratlos gelassen – eines wusste er genau: Kraft und Überlebenschancen eines Staates hängen in erster Linie vom Geist seiner Gesetze und seiner Rechtsprechung ab. «Denn der Herrscher», so Friedrich, «macht sich gewissermaßen zum Mitschuldigen an den Verbrechen, die er ungestraft lässt.»

Die Kehrseite der Medaille bildet unzweifelhaft das Übergewicht alles Militärischen in Preußen. Nach 1945 wurden unter dem Deckmantel der «Bekämpfung des preußischen Militarismus'» Schlösser verwüstet, Denkmale gesprengt, Straßennamen ausgetilgt und Geschichtsbücher umgeschrieben. Eine Epoche großer Ahnungslosigkeit begann, die Klischees am laufenden Band produzierte. Weder war der preußische Staat eine einzige

Friedrich Wilhelm (1620–1688), bekannt als Großer Kurfürst, empfängt hugenottische Flüchtlinge im Potsdamer Schloss. Insgesamt siedelten sich ab 1685 rund 15.000 Protestanten aus Frankreich in Preußen an. Gemälde von Hugo Vogel (1855–1930). Bild: picture-alliance / akg-images

Die erste promovierte deutsche Ärztin: Zeitgenössisches Portrait von Dorothea Christiane Erxleben (1715–1762). Bild: Public Domain; Wikimedia

Preußen schaffte die Folter früher ab als England.

Der Aufstieg Brandenburg-Preußens _ 1525 bis 1795

- Brandenburg 1525
- Erwerbungen bis 1688
- Erwerbungen 1689–1740
- Erwerbungen 1740–1786
- Erwerbungen 1791–1795
- Österreichisch-habsburgische Lande
- Schlacht
- Reichsgrenze im 18. Jahrhundert

Grafik: COMPACT

Straßen sang das Volk Lieder vom «großen Friederich», der Franzosen und Panduren zu Paaren trieb. Zumindest im Geiste kamen sich die Deutschen wieder näher. Der preußische Philosoph Immanuel Kant lieferte der Elite das geistige Rüstzeug, indem er seine Landsleute aufforderte, sich ihres eigenen Verstandes zu bedienen, anstatt alles nachzubeten, was man ihnen vorsagte.

Dass Friedrich dem Großen die deutsche Nation gleichgültig gewesen sei, ist eine Legende. Sonst hätte er wohl kaum 1753 seinem französischen Freund Voltaire geschrieben: «Ich meinerseits bin nur ein braver Deutscher und schäme mich nicht, jenen Freimut zu haben, der dieser Nation eigen ist.» Und in seiner *Ode an die Deutschen* von 1759 beklagte der König den mangelnden nationalen Zusammenhalt:

«Ihr trätet gerne Preußen in den Staub,
Frankreich und Schweden muss Euch Hilfe senden,
Dem wilden Russen bietet Ihr's zum Raub,
Ihr Armen grabt das Grab mit eignen Händen.
Ihr gebt dahin das Land und seine Rechte,
Fremdlingen dienet ihr als deutsche Knechte.
Wie werdet Ihr es einst beweinen,
Dass Ihr der stolzen Feinde Heer
Mit eigner Hand geschärft den Speer.
Der Fremde wird's nie redlich meinen.»

1763, am Ende des Siebenjährigen Krieges, behielt Friedrich der Große das 23 Jahre zuvor eroberte Schlesien. Die gute, fromme Revanchistin Maria Theresia von Österreich vergaß es bis an ihr Lebensende nie, doch mehr noch schmerzte sie, dass die Schlesier offenkundig an neuer preußischer Ordnung mehr Geschmack fanden, als am altgewohnten habsburgischen Schlendrian. Dank der überragenden Gestalt seines Königs, der als «Alter Fritz» nach dem Krieg ein Vierteljahrhundert unermüdlicher Aufbauarbeit vorantrieb, schien Preußen fester denn je zu stehen. Hoch- und Pflichtgefühl übersahen freilich die zunehmenden Risse im Staatsgebäude. Selbst behutsame Reformen wurden für überflüssig gehalten. Man wähnte sich für ewig im besten aller Staaten und begann einzuschlafen auf den Lorbeeren Friedrichs des Großen, wie Königin Luise später sagte. Am Horizont erkannten die Hellsichtigen Umsturz und Revolution.

Friedrich II. bezeichnete sich als «braven Deutschen».

Ganz geheuer schien die Situation auch dem zunehmend konservativen Friedrich nicht, zumal sein Neffe und Nachfolger vom Liebesleben der Frauen wesentlich mehr als vom Staatsdienst verstand. Würde er das Land und seine mehr als fünf Millionen Einwohner gut regieren? «Wenn nach meinem Tode mein Herr Neffe in Schlaffheit verfällt», schrieb Friedrich der Große, «so sehe ich voraus, dass … heute in 30 Jahren weder von Preußen, noch von dem Hause Brandenburg die Rede sein wird.» Der 1786 verstorbene König sollte mit seiner Prophezeiung beinahe Recht behalten. ■

Preußische Pflichtauffassung

«Wir wollen nicht, dass Ihr Euch bestreben solltet, Uns durch Kränkung der Untertanen zu bereichern, sondern vielmehr, dass Ihr sowohl den Vorteil des Landes als unser besonderes Interesse zu Eurem Augenmerk machtet. Wir sehen zwischen beidem keinen Unterschied. (…) Ja, des Landes Vorteil muss den Vorzug vor Unserem eigenen besonders dann haben, wenn sich beide nicht miteinander vertragen (…).» (Aus dem ersten Erlass von Friedrich II. an seinen Hofstaat)

Das Potsdamer Schloss Sanssouci entstand 1745 bis 1747 nach Skizzen Friedrichs II. Foto: Wolfgang Staudt, CC BY 2.0, Wikimedia

Der Preußische Adler geht auf den Deutschen Orden und dessen Hochmeister Hermann von Salza zurück. Bild: David Liuzzo, CC-BY-SA 4.0, Wikimedia

Das Reich entschlummert sanft

_ 8. Kapitel

Die Französische Revolution krempelt auch die Verhältnisse in Deutschland um. Napoleon zeigt mit Kanonen und Bajonetten, was er unter Freiheit versteht. Schließlich wehren sich die Deutschen mit Preußen an der Spitze.

Als Napoleon I., Kaiser der Franzosen, am 27. Oktober 1806 an der Spitze seiner Heersäulen in die preußische Hauptstadt Berlin einzog, war die Sensation perfekt. Das letzte deutsche Land, welches es gewagt hatte, dem Imperator Widerstand zu leisten, schien geschlagen. Der korsische Erbe von Frankreichs großer Revolution trug die Ideen der 1789er Umwälzung in den letzten Winkel des gerade erst sanft entschlummerten Deutschen Reiches. 17 Jahre zuvor meinten fromme Enthusiasten, die Ideen von Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit würden über die Köpfe der Menschen verbreitet – nun erwiesen sich Bajonettspitzen als weitaus überzeugenderes Argument. Französische Kanonen zeigten Europa, wie man die Freiheit bringt. Gerade die Deutschen, merkwürdig immun gegen das Revolutionsvirus, mussten erfahren, dass die stärkeren Bataillone immer recht haben.

Der Revolutionsfunke zündet bei den Deutschen nur ganz selten.

Warum die Funken der Französischen Revolution in Deutschland nicht so recht zündeten, erklärte sich damals die Schriftstellerin Anne de Staël in ihrem Buch *De l'Allemagne* damit, dass die Deutschen «die größte Kühnheit des Denkens mit dem folgsamsten Charakter verbinden.» So richtig das sein mag, die Ursachen lagen doch in Wesentlicherem. Im Gegensatz zu Frankreich war Deutschland kein zentralistisch strukturiertes Land, wo sich eine Revolution in der Metropole gleichsam stellvertretend für die ganze Nation vollziehen konnte. Gravierende soziale Missstände, Hauptgrund für den Ausbruch der Französischen Revolution, fehlten in den deutschen Ländern weitgehend. Der Adel besaß bei weitem nicht so große Macht wie im westlichen Nachbarstaat. Die Landesfürsten des aufgeklärten Absolutismus hatten oft von sich aus durch Reformen zahlreiche soziale Härten gemildert. In Preußen beispielsweise wurde die Leibeigenschaft auf den königlichen Domänengütern

Franz II. von Österreich (1768–1835). Bild: Public Domain

Handgestempeltes Notgeld während der Belagerung von Kolberg 1807. Foto: National Museum of American History, Public domain, Wikimedia

Nach der Schlacht bei Jena und Auerstedt zieht Napoleon am 27. Oktober 1806 siegreich in Berlin ein. Hier dargestellt auf einem Gemälde von Charles Meynier (1768–1832). Bild: picture-alliance / akg-images

Vom Volk verehrt: Königin Luise (1776–1810) auf einem Porträt von Josef Grassi (1757–1838) aus dem Jahr 1804. Bild: oss.wroc.pl, Public Domain, Wikimedia

(ein Drittel der landwirtschaftlich genutzten Fläche) bereits 1794 abgeschafft. Ähnliches geschah in Österreich unter der Führung des reformfreudigen Kaisers Joseph II.

Schließlich gab es in keinem deutschen Land ein reiches, selbstbewusstes Bürgertum, das eine Revolution hätte tragen können. Die geistigen und politischen Kräfte in Deutschland standen den Ideen der Französischen Revolution sehr differenziert gegenüber. Anfängliche Begeisterung über Verkündung von Menschenrechten etc. wich bald dem Abscheu vor dem Terror der radikalen Jakobiner. So sehr sich marxistische Geschichtsschreiber weiland auch mühten, in die deutsche Historie gravierende Auswirkungen der Revolution hineinzuinterpretieren – gefundene Beweise blieben äußerst schwach. Zwar schrieb der Tübinger Stiftsschüler Johann Christian Hölderlin 1790 die dräuenden Reime:

«Wenn die Starken vor Despoten treten,
Sie zu mahnen an der Menschheit Recht,
Hinzuschmettern die Tyrannenketten,
Fluch zu donnern jedem Fürstenknecht.»

Aber gerade Hölderlin übte sich mehr in Elegien über Nichterreichtes und predigte in schwer ausdeutbarer Lyrik ein utopisch-antikes Ideal. Erneuerung der Gesellschaft fand in Deutschland mehr im Denken der Intellektuellen statt als in der Realität, zumal das französische Beispiel von Jahr zu Jahr immer weniger anziehend geriet. Waren Massenmord und Totschlag der Jakobinerdiktatur 1793/94 schon ein äußerst abschreckendes Kapitel, so entstand nach der Machtergreifung Napoleon Bonapartes Ende 1799 langsam aber stetig eine sehr reale Gefahr für Frankreichs Nachbarländer.

Dass der Erste Konsul und spätere Kaiser seine Expansion vor allen gegen das ohnmächtige, zersplitterte Reich aller Deutschen lenken würde, lag auf der Hand. Niemand rechnete indes mit dem politischen Kalkül des Korsen, sich zur endgültigen Liquidierung Deutschlands seine Verbündeten ausgerechnet in Deutschland selbst zu suchen.

Die besten Verbündeten gegen Deutschland fand Napoleon unter den Deutschen.

Die Tage der geistlichen und weltlichen Zwergstaaten, der Duodezfürstentümer und freien Reichsstädtchen waren gezählt. «Weil die Masse der deutschen Staaten keine Macht bildet, kann die Unabhängigkeit ihrer Teile nur so lange respektiert werden, als der Vorteil anderer Mächte es erfordert», stellte der preußische Philosoph Friedrich Wilhelm Hegel fest. Den «Vorteil anderer Mächte» wusste Napoleon geschickt für seine Interessen einzusetzen. Er hatte sich im Vertrag von Lunéville 1801 das gesamte linksrheinische Gebiet unter den Nagel gerissen und den deutschen Fürsten angeboten, sich für den Verlust ihrer dortigen Besitztümer im Reich selbst zu entschädigen. Daraufhin kam ein lauthalser Länderschacher in Gang, der zu den unerquicklichsten Episoden deutscher Geschichte zählt. Zwei Jahre später erscholl das

Bild links: Am 6. Juli 1807 versuchte Luise, Napoleon in Tilsit zur Schonung des besiegten Preußens zu bewegen. Aus ihrer Abneigung gegen den Franzosen machte die Königin nie ein Hehl. Darstellung von Rudolf Eichstaedt (1857–1924) aus dem Jahr 1895. Bild: Ostpreußisches Landesmuseum

Bild rechts: Die Schlacht von Jena in der Darstellung von Edouard Detaille (1848–1912). Bild: Public Domain Wikimedia

Der italienische Historienmaler Pietro Benvenuti (1769–1844) stellte 1820 die Huldigung sächsischer Bürger vor Napoleon nach der Schlacht bei Jena dar. Bild: picture alliance / akg-images

Ende vom Lied: 112 Reichsstände verloren ihre Selbständigkeit; Sieger im großen Gewinnspiel wurden Bayern, Württemberg, Hessen, Baden und Preußen, die ihr Territorium erheblich vergrößerten. Das Ganze erhielt den schwerfälligen Titel «Reichsdeputationshauptschluss» (Februar 1803).

Um den Vorgängen die rechte Weihe zu geben, ernannte (!) Napoleon die Herrscher von Bayern und Württemberg zu Königen, Baden und Hessen-Kassel wurden Kurfürstentümer. «Der große Pfefferkuchenbäcker Napoleon zieht immer neue frischgebackene Monarchen aus seinem Ofen», spottete eine britische Zeitschrift. Nun war es nur noch ein kleiner Schritt bis zur endgültigen Auflösung des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation. Der Franzosenkaiser wählte auch dafür wieder eine sublime Form. Nachdem er Österreich und Russland 1805 bei Austerlitz schwer geschlagen hatte, legte er 16 deutschen Fürsten einen Vertrag vor, in dem die Trennung ihrer Staaten vom Reich vorgesehen und die Anerkennung Napoleons als Protektor eines zu gründenden «Rheinbundes» festgeschrieben wurde. Folgsam unterzeichneten die Vertreter der 16 Staaten am 16. Juli 1806 dieses Rheinbundtraktat. Ihr Herr und Meister in Paris durfte zufrieden sein.

Zwar gehörten zum Rheinbund neben den Herrschern von Bayern, Baden und Württemberg auch unbedeutende Potentaten wie der Herzog von Nassau-Usingen oder die Fürsten von Salm-Kyrburg, Liechtenstein und von der Leyen, doch ihr ostentatives Bündnis mit Frankreich fand schließlich am 1. August 1806 mit dem förmlichen Austritt der 16 Fürsten aus dem Deutschen Reich seinen unrühmlichen Höhepunkt. Kaiser Franz II. erklärte daraufhin das römisch-deutsche König- und Kaisertum für erloschen. Alle Stände wurden von ihren Pflichten gegenüber Kaiser und Reich entbunden.

> «Pfefferkuchenbäcker Napoleon zog immer neue Monarchen aus seinem Ofen.»

Franz II., der sich schon 1804 sicherheitshalber zum erblichen Kaiser von Österreich erklärt hatte, behielt immerhin einen wohltönenden Titel und reiche Stammlande. Aber das unrühmliche Ende des irgendwo immer noch altehrwürdigen 900-jährigen Reiches rief Unzufriedenheit unter der Bevölkerung hervor und förderte die nationale Bewegung in ganz Deutschland. Für viele war es unfassbar, dass die alte Sprach- und Kulturnation der Deutschen jeden einigenden gesamtstaatlichen Rahmen verloren hatte.

Der 37-jährige Nürnberger Buchhändler Johann Philipp Palm veröffentlichte damals eine Flugschrift unter dem Titel *Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung*, worin gegen napoleonische Will-

Urkunde von Kaiser Franz II. zur Auflösung des Heiligen Römischen Reichs aus dem Jahr 1806, heute im österreichischen Staatsarchiv. Foto: Public Domain, Wikimedia

Zur Lage der Nation

«Wir sind eingeschlafen auf den Lorbeeren Friedrichs des Großen, welcher, der Herr seines Jahrhunderts, eine neue Zeit schuf. Wir sind mit derselben nicht fortgeschritten, deshalb überflügelt sie uns.» (Prinzessin Luise von Preußen über die Niederlage gegen Napoleon)

Die preußischen Reformen ab 1807 führten auch zur Selbstverwaltung der Städte. 1808 trafen sich die ersten Berliner Stadtverordneten zum Gottesdienst in der Nikolaikirche. Bild: Public Domain, Wikimedia

Der Rheinbund 1812

Frankreich

von Frankreich abhängige Länder

Rheinbund: Konföderation 39 deutscher Staaten unter napoleonischer Herrschaft

Grafik: COMPACT

kürherrschaft und Rheinbund-Kollaborateure zu Felde gezogen wurde. Dieses Mittelding zwischen Klage und Anklage im Namen Deutschlands führte zu Palms Verhaftung. Am 26. August 1806 wurde der Buchhändler von einem französischen Kriegsgericht binnen 24 Stunden zum Tode verurteilt und hingerichtet. Diese grelle Maßnahme des Gesinnungsterrors sollte zum Symbol für die Segnungen der Napoleon-Ära in Deutschland werden.

In den Rheinbundstaaten fanden zwar umfangreiche Verwaltungs- und Sozialreformen statt; die Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuches Code Napoléon sollte grundlegende Rechte der Französischen Revolution einführen: Freiheit und Sicherheit der Person, Gleichheit vor dem Gesetz, Unverletzlichkeit des Eigentums. Praktische Auswirkungen ergaben sich daraus kaum, weil sich die wirtschaftliche Lage der Rheinbundstaaten wegen hoher materieller Belastungen durch die napoleonischen Besatzungstruppen eher verschlechterte.

Preußens Kriegserklärung hielt man in Paris für eine Finte.

Frankreichs Hegemonieansprüche stießen in Deutschland auf zunehmenden Widerstand. Der preußische Theologe Friedrich Schleiermacher schrieb im Juni 1806: «Es steht bevor, früher oder später, ein allgemeiner Kampf, dessen Gegenstand unsere Gesinnung, unsere Religion, unsere Geistesbildung nicht weniger sein werden, als unsere äußere Freiheit und äußeren Güter. Ein Kampf, den … die Völker mit ihren Königen gemeinsam führen werden.»

Den von Schleiermacher prophezeiten Kampf nahm Preußen gemeinsam mit Sachsen an. Allerdings zu einem derart unpassenden, ungeschickt gewählten Zeitpunkt, verlassen von allen potentiellen Verbündeten, dass Napoleon die preußische Kriegserklärung von 1806 zunächst für eine diplomatische Finte hielt. Als er merkte, dass die ganze Angelegenheit doch ernst gemeint war, begann die französische Militärmaschine zu rollen. Kaum drei Wochen vergingen, da erlitt die ruhmreiche friderizianische Armee bei Jena und Auerstedt ein Debakel erster Ordnung.

Es ist viel geschrieben worden über das damalige preußische Heer und dessen Unzulänglichkeiten auf materiellem Sektor. Was aber letztlich die Niederlage verschuldete, war die mentale Einstellung der Generalität. Die Führung des Jahres 1806 war derart von der eigenen Unfehl- und Unschlagbarkeit überzeugt, derart vom Nimbus Friedrichs des Großen durchtränkt, dass es an sträflichen Leicht-

sinn grenzte. Wenn der General Ernst Philipp von Rüchel behauptete, Heerführer wie Napoleon gäbe es in Preußens Militär dutzendweise, so drückte er die allgemeine Haltung des höheren Offizierskorps aus. Einzig der von manchen Historikern als hilfloser Trottel verkannte König Friedrich Wilhelm III. stand dem ganzen Feldzug skeptisch gegenüber und beklagte «die unbeschreibliche Konfusion» in den eigenen Reihen. Dieser steife, entschlusslose Mann schlichten Gemütes wurde eigentlich nur durch seine Gemahlin Luise im moralischen Gleichgewicht gehalten; an den bramarbasierenden Generalen seiner Umgebung hatte er keinen Halt.

Zu den Legenden gehört auch die Behauptung, Preußens Soldaten wären 1806 desertierend in alle Himmelsrichtungen verschwunden. «Wir waren ein festes, treues, ein gutes, starkes Kriegsvolk. O, hätten Männer an unserer Spitze gestanden!», schrieb der preußische Offizier Adelbert von Chamisso, später als Lyriker und Publizist bekannt. Auch konnte vom «Zusammenbruch» Preußens nach Jena/Auerstedt keine Rede sein. Der Staatsapparat blieb im Wesentlichen intakt und wich in die Ostgebiete aus, die Armee leistete mit russischer Hilfe hartnäckigen Widerstand.

Was die preußische Niederlage den Zeitgenossen so unerhört scheinen ließ, war die Tatsache, dass die für unbesiegbar gehaltenen Truppen Friedrichs des Großen vor französischen Revolutionshorden davonliefen. Selbst Napoleon, der keineswegs an Selbstunterschätzung litt, besaß eingestandenermaßen Respekt vor Preußens Armee. Seine zunächst leicht errungenen Siege ließen ihn allerdings schnell in äußerste Geringschätzung des Gegners zurückfallen.

Böse sah es für Preußen aus, als Ende Juni 1807 der russische Verbündete um Waffenruhe bat. In Tilsit stand das Schicksal des Staates auf Messers Schneide. Dass Preußen nicht von der Landkarte getilgt wurde, war weniger dem Verhandlungsgeschick der Königin Luise zu danken (so sehr man den außergewöhnlichen Einsatz dieser Frau bewundern darf), als dem Druck des Zaren, der Napoleon nicht ganz Deutschland ausliefern mochte. Der Krieg war sichtbar verloren, doch wenigstens vermied es die Berliner Politik, dem suspekten Rheinbund beizutreten.

Der König beklagte «die unbeschreibliche Konfusion» in den eigenen Reihen.

Im Jahre 1808 fand in Erfurt unter Napoleons Vorsitz ein Fürstentag statt. Die deutschen Huldigungen an den Kaiser überstiegen nach Einschätzung des französischen Diplomaten Talleyrand jedes Maß und berührten ihn peinlich. Kein Mensch rechnete damit, dass gerade dieses scheinbar für immer sklavisch unterworfene Volk der Deutschen dem Imperator fünf Jahre später sein politisches Grab schaufeln sollte. ■

Ernst Moritz Arndt (1769–1860). Bild: Public Domain, Wikimedia

Bild links: 1913 schuf Hugo Lederer diese Gedenktafel für den Freiherrn Karl vom und zum Stein am Rathaus von Schöneberg, heute Teil von Berlin. Foto: Public Domain

Bild rechts: Der französische Code civil galt in Teilen Deutschlands bis zum Jahr 1900. Foto: DerHexer, Wikimedia, CC-by-sa 4.0

Deutschland spielt die zweite Geige

_ 9. Kapitel

Ruhe gilt nach 1815 als die erste Bürgerpflicht. Romantik und Biedermeier beherrschen die Szene. Auf deutsch-nationales Gedankengut stehen Zensur, Ächtung und Gefängnis.

August Neidhardt von Gneisenau (1760–1831) plante bereits 1811 einen Aufstand gegen die französische Besetzung Preußens, konnte sich jedoch nicht durchsetzen. Während der Befreiungskriege bekleidete er hohe Posten in der Armee, erhielt aber kein eigenes Kommando. Gemälde von George Dawe (1781–1829). Bild: English Heritage Photo Library; Public Domain, Wikimedia

Das sächsische Dorf Großgörschen, zwischen Merseburg und Weißenfels gelegen, gab am 2. Mai 1813 die Kulisse für eine Schlacht her. Ganz in der Nähe, bei Lützen, hatten sich 181 Jahre zuvor die Heere Wallensteins und Gustav Adolfs von Schweden geschlagen; jetzt standen hier die Franzosen den vereinigten Preußen und Russen gegenüber. Nachdem beide Seiten mehr als 10.000 Tote und Verwundete auf dem Schlachtfeld zurückgelassen hatten, ging man auseinander. Das Ganze stellte ein klassisches Remis dar, bei dem jeder sich wie üblich für den Sieger hielt.

Großgörschen war der erste Akt eines Dramas, das als «Deutsche Befreiungskriege 1813–1815» in die Geschichte einging. Wie so viele schematisierende Begriffe ist auch dieser irreführend. Was sich damals befreite, war eben nicht Deutschland oder die Deutschen, sondern bestenfalls Preußen und eine Handvoll verbündeter Kleinstaaten. Und selbstverständlich die Russen, Österreicher, Engländer, Spanier. Hingegen blieb es auch noch 1813 in den deutschen Rheinbundstaaten still und stumm, geschweige denn, dass jemand zur Waffe gegen die napoleonischen Besatzer gegriffen hätte.

Nicht Deutschland befreite sich von Napoleon, sondern Preußen.

Der Würzburger Dichter Friedrich Rückert ließ neben dem Schwaben Ludwig Uhland als einziger Nichtpreuße seiner Vaterlandsliebe in *Geharnischten Sonetten* freien Lauf. Aber selbst Rückert blieb aus Rücksicht auf seine barmenden Eltern hinterm heimischen Herd, während der preußische Poet Max von Schenkendorf *(Deutschland heißet unser Haus)* trotz seiner gelähmten Hand freiwillig zur Armee ging. Dem tapferen Sachsen Theodor Körner, dessen König es penetrant lange mit Napoleon hielt, blieb nichts anderes übrig, als einer preußischen Freischar, den Lützowern, beizutreten.

Preußen, von Napoleons Hegemonie am ärgsten gebeutelt, übernahm bereits 1813 eine gesamtdeutsche Führungsrolle, die eigentlich niemand so richtig gewollt hatte. 1807 auf die Hälfte seines territorialen Besitzstandes gedrückt, von den Franzosen und ihren europäischen Verbündeten ausgepresst und beargwöhnt, war das Land gezwun-

In der Schlacht bei Kulm am 29. und 30.8.1813 besiegten vor allem preußische Truppen unter Friedrich von Kleist die Franzosen. Carl Röchling (1855–1920) schuf dieses Aquarell des deutschen Triumphs um 1900. Bild: picture-alliance / akg-images

Karl Freiherr vom Stein auf einem Gemälde von Johann Christoph Rincklake. Bild: CC0, Wikimedia

gen, auf moralischem Gebiet zu erobern, was es an materiellem Boden verloren hatte. Es musste schon starke Denkanstöße gegeben haben, wenn ein überzeugter Konservativer wie Friedrich Wilhelm III. einen Befehl erließ, der es «bürgerlichen Individuen» gestattete, preußischer Offizier zu werden. Dass der König 1807 den Freiherrn Karl vom Stein, den er weder politisch noch persönlich ertragen konnte, zum Premierminister berief und ihn ein Gesetz zur Bauernbefreiung durchsetzen ließ, stellt ein Phänomen dar. Die Reform des Militärwesens durch Scharnhorst und Gneisenau ließ sich schon eher mit Potsdamer Traditionen vereinbaren.

Erst nach Napoleons Niederlage wurden die Intellektuellen mutig.

Der preußische Staat begann nach 1807, seine elementare Lebenskrise zu überwinden und fand Kraft zu innerer Erneuerung. Revolution von oben setzte ein, für das Land der verinnerlichten Disziplin allemal geeigneter als Umsturz von unten. Die Reformen von Hardenberg und Stein machten aus dem Domizil der Junker einen modern-bürgerlichen Staat mit bemerkenswerten Ansätzen zur Demokratie. Ansonsten musste man murrend und knurrend die Tatsache anerkennen, dass Napoleon nach der Devise «Frankreich, Frankreich über alles!» vorerst Europa regierte.

Ein Irrtum wäre es anzunehmen, Preußen habe im Gegensatz zu Rheinbund-Deutschland von 1807 bis 1812 ganz zielstrebig auf einen Sturz von Napoleons Herrschaft hingearbeitet. Das wollte vielleicht Stein (der nur ein Jahr leitender Minister war), keinesfalls aber sein konzilianter Nachfolger Hardenberg. Ohne Verbündete gegen das übermächtige Frankreich loszuschlagen, wie der Husarenoffizier Ferdinand von Schill im Jahre 1809, schien heller Wahnsinn. Nur wenige besaßen so viel Weitsicht oder Instinkt wie Königin Luise von Preußen, die im April 1808 an ihren Vater schrieb: «Deshalb glaube ich auch nicht, dass der Kaiser Napoleon Bonaparte fest und sicher auf seinem, jetzt freilich glänzenden Thron ist.» Luise war überhaupt ein außerordentlicher Charakter. 1809 erklärte sie: «Ich bin Deutsche aus ganzem Herzen», was für eine preußische Königin in dieser Zeit zumindest ungewöhnlich schien. Denn eigentlich war man Bayer, Sachse, Mecklenburger, Württemberger und nicht Deutscher, ein Begriff, der eher ins Mittelalter gehörte.

Erst nach der unverhofften Niederlage Napoleons in Russland 1812 wurden einige deutsche Intellektuelle mutig, schleuderte der mutigste von allen, Ernst Moritz Arndt, sein trotziges: «Das ganze Teutschland soll es sein.» Nun erinnerte man sich, dass es Jahrhunderte zuvor ein einiges starkes Reich gegeben hatte. «Das Evangelium der Freiheit, mit dem Frankreich seine Kriege begonnen hatte, kam wie ein Wurfgeschoß auf Napoleon zurückgeflogen», schreibt Friedrich Sieburg in seiner *Französischen Geschichte*. 1812 lag ein Hauch von Rebellion über Deutschland. Theodor Körner verlieh dieser Stimmung Ausdruck:

«Doch wir sehn's im Aufschwung unserer Jugend,
In des ganzen Volkes Heldengeist:
Ja, es gibt noch eine deutsche Tugend,
Die allmächtig einst die Ketten reißt.

Wenn auch jetzt in den bezwungnen Hallen
Tyrannei der Freiheit Tempel bricht:
Deutsches Volk, konntest fallen,
Aber sinken kannst du nicht!»

Was damals im Frühjahr 1813 begann, war kein revolutionärer Volkskrieg, sondern ein weitgehend disziplinierter Staatskrieg. Anders wäre es

Bild links: Die Erschießung der elf Schillschen Offiziere am 16.9.1809 in Wesel auf einer historischen Postkarte. Bild: picture alliance / Sueddeutsche Zeitung Photo

Bild rechts: Theodor Körner (1791–1813). Bild: Galerie Bassenge, Public Domain, Wikimedia

auch nicht zu erklären, warum in den nun ausbrechenden Kämpfen Radikalisten wie Stein und Konservative wie General Yorck, Reformer wie Gneisenau und Reaktionäre wie Kleist von Nollendorf einander zur Seite standen. Napoleons in politische Blindheit ausartendes Willkürsystem hatte es fertiggebracht, eine höchst heterogene Koalition zusammenzuschmieden, mittendrin (und das nicht nur im militärstrategischen Sinne) standen die Deutschen. Ihnen fehlte allerdings die Kraft zum gesamtnationalen Volksaufstand. Zwar flackerte es hier und dort, in Hamburg, Düsseldorf, Solingen und Lübeck, doch Napoleons Truppen wurden dieser Unruhen schnell Herr.

Erst als Staatskanzler Metternich im August 1813 seine Österreicher marschieren ließ, begann die Lage ernst zu werden, konnte Preußens «Marschall Vorwärts» Blücher die Franzosen in der Völkerschlacht bei Leipzig zusammenschlagen. Sachsens Soldaten entschlossen sich zum Klügsten, was sie noch tun konnten und liefen mitten im Gefecht zum Gegner über.

Die Völkerschlacht bei Leipzig auf einem Gemälde von Wladimir Moschkow, 1815. Bild: j.rossia.org, Public Domain, Wikimedia

General Blücher wurde «Marschall vorwärts» gerufen – der Sieg in Waterloo ging auf sein Konto.

Was nach Leipzig folgte, ist eher von militärgeschichtlichem Interesse, politisch waren die Weichen schon im Oktober 1813 gestellt. Der Sieg über Napoleon musste zu einer Neuordnung Europas führen. Diese Aufgabe fiel dem Wiener Kongress zu. In Österreichs Hauptstadt tagte vom September 1814 bis zum Juni 1815 eine erlauchte Gesellschaft von Monarchen und Diplomaten. Ein Übermaß an gesellschaftlichen Veranstaltungen, vermehrt durch die Klatschsucht einer großen Stadt, brachte dem Kongress einen zweideutigen Ruch von Frivolität und Skandal, der meist unbegründet war. Man tanzte zwar häufig mit «feschen Madln», leistete aber auch harte Arbeit für das Hauptziel, die «allgemeine Ausgeglichenheit des europäischen Kontinents». Gleichzeitig war man bestrebt, die vorrevolutionären Verhältnisse möglichst umfassend zu restaurieren.

Gerhard von Scharnhorst (1755–1813). Bild: Public Domain, Wikimedia

Bild links: Lützows verwegene Jagd (1900) – Gemälde zum Befreiungskrieg 1813–15. Bild: Richard Knötel (1857–1914), Stadtmuseum Güstrow, Public Domain, Wikimedia

Die «russischen» Preußen

Als preußische Generäle am 30. Dezember 1812 bei Tauroggen einen Separatfrieden mit dem Zarenreich schlossen und damit aus dem Bündnis mit Napoleon ausscherten, saßen ihnen nominell Russen gegenüber. Tatsächlich waren aber alle sechs an der Konferenz Beteiligten preußischstämmige Deutsche. Hauptverhandlungsführer für den Zaren war der erst 27-jährige General Hans Karl von Diebitsch, der seit 1801 in Russlands Armee diente, wo sein Vater Karriere gemacht hatte. Seine Adjutanten waren Oberstleutnant Carl von Clausewitz, ein Brandenburger und später weltberühmter Militärphilosoph, sowie der ostpreußische Major Friedrich Graf zu Dohna-Schlobitten. (aus: COMPACT-Magazin 10/2012)

Carl von Clausewitz. Bild: Karl Wilhelm Wach, Public Domain, Wikimedia

Bild oben rechts: Die von Napoleon geraubte Quadriga des Brandenburger Tores wurde 1814 zurück nach Berlin gebracht. Gemälde von Rudolf Eichstaedt aus dem Jahr 1896. Bild: Public Domain, Wikimedia

Die Deutschen spielten in Wien ganz vernehmlich nur die zweite Geige. Staaten wie Sachsen, welche es bis zum bitteren Ende mit Napoleon gehalten hatten, waren ebenso wenig vertreten wie Länder, deren Soldaten es erst im allerletzten Moment einfiel, die Gewehre herumzudrehen, wie beispielsweise Bayern. Selbst Preußen wurde von den großen Siegermächten eher als zu spät gekommener Juniorpartner behandelt, denn ungeachtet aller glänzenden Waffentaten von 1813–15, die im Triumph von Waterloo gipfelten, war das Land die längste Zeit neutral geblieben. Die Hauptlasten des 1792 begonnenen Kampfes gegen Frankreich hatten Großbritannien, Österreich und Russland getragen und das ließ man die Deutschen nun deutlich entgelten.

Wichtiges Resultat des Wiener Kongresses war eine «Bundesakte», die aus 35 Fürstentümern und vier Freien Reichsstädten (Hamburg, Lübeck, Bremen und Frankfurt am Main) einen Deutschen Bund erschuf, den man als lockere Föderation bezeichnen kann. Die Angelegenheit war einigermaßen verwirrend. Österreich und Preußen traten nicht mit ihrem gesamten Staatsgebiet bei; so gehörten beispielsweise die Provinzen Posen, West- und Ostpreußen nicht zum Deutschen Bund. Andererseits waren drei ausländische Herrscher Mitglieder des Bundes, weil sie auch über deutsche Länder geboten: der König von Dänemark für Holstein und Lauenburg (aber nicht für Schleswig), der König der Niederlande für Luxemburg (das erst 1867 seine staatliche Selbständigkeit proklamierte) und der König von Großbritannien für Hannover. Von deutscher Einheit also keine Spur.

> Der Wiener Kongress war eine Enttäuschung für die deutschen Patrioten.

Territoriale Entscheidungen nahmen damals, wohl unvermeidlich, nur wenig Rücksicht auf nationale Interessen oder Gefühle der Völker. Ihre Herrscher dachten immer noch in den dynastischen Begriffen und setzten Nationalbewusstsein mit Rebellentum gleich. Deshalb kam die Wiener Entscheidung nicht nur für die Deutschen einem Tag der Geprellten gleich. Anderen erging es ebenso: Italien verharrte für die nächsten 50 Jahre in staatlicher Zersplitterung, den Polen und Finnen blieb nur der Weg ins russische Zarenreich.

Patrioten hofften mit dem Freiherrn vom Stein, «dass Deutschland aufhöre, ein weiterer Sammelplatz von Unterdrückern und Unterdrückten zu sein». Sie forderten den einheitlichen, unabhängigen deutschen Nationalstaat, in dem Adel und Fürsten nicht mehr den ausschlaggebenden Einfluss besitzen sollten. Ehrenwert, aber auch sehr realitätsfern gedacht. Nach 23 Jahren unaufhörlicher Kriege wollte Europa Ruhe, nichts als Ruhe. Keine Umwälzungen mehr, keine Revolutionen, kein Säbelrasseln, möglichst nicht einmal laute Wortgefechte. Viele waren geneigt, Pressezensur und undemokratisches Wahlrecht in Kauf zu nehmen, wenn ihnen nur keine Kugeln mehr um die Ohren pfiffen. Lieber diskutierte man gemessenen Tones im Deutschen Bundestag zu Frankfurt am Main unter Vorsitz der «Präsidialmacht» Österreich, bei der es ohnehin immer ein wenig umständlich zuging.

Europa nach dem Wiener Kongress 1815

Königreich Großbritannien und Irland
Königreich Dänemark
Kaiserreich Russland
Hannover
Berlin
London
Königreich Niederlande
Königreich
Preußen
Königreich Polen
Paris
Sachsen
Republik Krakau
Bayern
Wien
Königreich Frankreich
Kaisertum Österreich
Schweiz
Turin
In Personalunion verbundene Länder (gemeinsamer Monarch)
Grenze des Deutschen Bundes
Haus Habsburg
Preußen
Königreich Spanien
Madrid
Kirchenstaat
Rom
Osmanisches Reich

Grafik: COMPACT

Die europäischen Großmächte grinsten schadenfroh, weil sie das seltsame Staatengebilde Deutscher Bund nicht weiter ernst zu nehmen brauchten. Denn die einzelnen Glieder dieser Föderation waren durchaus souverän bis hin zur Währungspolitik, nur das Recht eigenmächtiger Kriegführung fehlte ihnen. Wohl aber durften sie mit ausländischen Staat Bündnisse schließen. Die Einschränkung, dass dieses nicht gegen den Bund als Ganzes gerichtet sein dürfe, war ebenso wertlos, wie einst beim Westfälischen Frieden von 1648.

Der Deutsche Bund wurde von den Großmächten belächelt.

Nach 1815 hängten die Lützower Jäger ihre schwarz-rot-goldenen Uniformen (farbliches Vorbild der späteren deutschen Nationalflagge) an den Nagel, patriotische Dichter wurden zu Romantikern, Staatsminister Goethe versteckte seinen von Napoleon verliehenen Orden der Ehrenlegion in der hintersten Schublade. Deutschnationales Gedankengut erörterten die Männer, wenn überhaupt, nur am Biertisch. Mittelpunkt aller Geselligkeit wurde der Tanz. Man drehte sich allenthalben im weichen, sinnlichen Walzertakt, der erst nach 1840 von der lebhafteren böhmischen Polka abgelöst wurde. «Wann immer er kann, zieht sich der Bürger zurück, auf dass sein Gemütsleben in der rastlos neuen Gegenwart nicht verkümmern möge», konstatieren Dorn/Wagner in ihrer *Deutschen Seele*. Herr Meier schickte sich an, wieder brav und bieder zu werden – es begann die Ära des Biedermeier.

Damals notierte der Dichter Joseph von Eichendorff: «Die deutsche Nation ist die gründlichste, innerlichste, folglich auch beschaulichste unter den europäischen Nationen, mehr ein Volk der Gedanken als der Tat … Dieser Hang, die Dinge in ihrer ganzen Tiefe zu nehmen, scheint von jeher der eigentliche Beruf der germanischen Stämme zu sein.» Im Jahre 1848 rieb man sich dann verwundert die Augen und fragte, was eigentlich in den verflossenen drei Jahrzehnten geschehen war. ■

Jean-Baptiste Isabey bildete auf diesem Kupferstich 23 Teilnehmer der acht beteiligten Mächte des Wiener Kongresses ab. Links stehend der österreichische Außenminister Metternich als Vorsitzender. Bild: *picture-alliance / akg-images*

Auf steinigem Pfad zum Einheitsstaat

_10. Kapitel

Wieder bringt eine Revolution die Sache ins Rollen. Auf den Barrikaden von 1848/49 erschallt immer lauter der Ruf nach Vereinigung aller Deutschen – Preußen setzt sie endlich mit Waffengewalt durch.

Friedrich III. (1831–1888) war in seinem Todesjahr für 99 Tage Deutscher Kaiser und König von Preußen. Bild: Deutsches Historisches Museum, Public Domain, Wikimedia

Die Angst vor einem geeinten Deutschland war nach der Niederwerfung Napoleons groß. Ereignisse wie das Wartburgfest vom Oktober 1817, als Studenten und Professoren zur Demonstration für die nationale Einheit zusammenkamen, schreckten den allmächtigen österreichischen Staatskanzler Metternich auf. Er sah die Gefahr, dass ein Sieg der nationalstaatlichen Idee in Deutschland ansteckend auf zahlreiche Völkerschaften der Donaumonarchie wirken könnte – Germanen quasi als Vorreiter der Unabhängigkeit von Ungarn, Kroaten, Böhmen, Serben usw. Also wurden rigorose Maßnahmen gegen «Umstürzler» ergriffen, wobei gerade der bisher so liberale preußische Staat willig im Fahrwasser Österreichs segelte und besonders unpopuläre Zensurmaßnahmen anordnete. Andererseits musste keinem deutschen Land der Zustand wirtschaftspolitischer Zerrissenheit so widersinnig und schwer erträglich scheinen, wie Preußen, dessen Territorium nach wie vor keine geografische Einheit bildete.

Wappen des Deutschen Bundes. Bild: David Liuzzo, Public Domain, Wikimedia

Metternich fürchtete die nationalstaatliche Idee.

Im Deutschen Bund von 1815 bestand weder ein einheitliches Maß- und Münzsystem, noch ein gemeinsames Postwesen oder Institutionen wie Bundesgericht und Bundesheer. Restriktive Zollbestimmungen beschränkten die freie Handels- und Produktionstätigkeit. «Tiefgebeugt durch den traurigen Zustand des vaterländischen Handels und Gewerbes» wandten sich 1819 deutsche Kaufleute von der Messe in Frankfurt am Main an die Bundesversammlung. In ihrer Denkschrift klagten sie: «Um von Hamburg nach Österreich oder von Berlin in die Schweiz zu handeln, hat man zehn Staaten zu durchschneiden, zehn Zoll- und Mautordnungen zu studieren, zehnmal den Durchgangszoll zu bezahlen. Wer aber das Unglück hat, auf einer Grenze zu wohnen, der verbringt sein Leben unter feindlich gesinnten Zöllnern und Mautnern. Der hat kein Vaterland mehr.»

Am 18.1.1871 wird im Spiegelsaal des Schlosses von Versailles das deutsche Kaiserreich proklamiert. Dieses Bild von Anton von Werner aus dem Jahre 1885 rückt vor allem den preußischen Ministerpräsidenten Otto von Bismarck in den Mittelpunkt. Bild: picture alliance / akg-images

Am ersten Wartburgfest im Jahr 1817 nahmen rund 500 Studenten und mehrere Professoren teil. Hier die zeitgenössische Darstellung eines unbekannten Künstlers.
Bild: bpk

Es dauerte noch Jahre, bis die Politik den Ernst der Lage erkannte. Preußen machte sich zum Vorreiter für einen Wegfall der innerdeutschen Zollschranken, weil das zersplitterte Land von Ostpreußen bis zum Rheinland am meisten unter den vorherrschenden Zuständen litt. Die Gründung des Deutschen Zollvereins 1834 war ein erster Schritt auf dem Weg zur Einheit; neben der Schaffung eines gemeinsamen innerdeutschen Wirtschaftsraumes für den Warenabsatz wurden auch neue technische Entwicklungen und die Industrialisierung gefördert.

Ganz andere Phänomene zeigten sich auf geistigem Gebiet. In den 1820er und 1830er Jahren herrschte das romantische Lebensgefühl: bewusste Abkehr von Ruhe, Ebenmaß und kühler Form der Klassik, Vermischung von Realem und Wunderbarem, Suche nach dem historisch Gewordenen, Wiederentdeckung des mittelalterlichen Kaiserideals verbunden mit Hoffnungen auf Erneuerung des großen Reiches der Deutschen. Diese eher verschwommenen Sehnsüchte fanden ihre politische Entsprechung, als sich in den 1840er Jahren die bürgerliche Opposition zur nationalen Bewegung formierte. Kosmopolitismus und Weltbürgertum, bis dahin die eigentliche politische Heimat der Deutschen, verbanden sich mit dem erwachenden Nationalismus.

Die kühle Klassik wurde durch die schwärmerische Romantik abgelöst.

Die Reaktionen auf Emanzipationsbegehren des Bürgertums fielen in den deutschen Teilstaaten sehr unterschiedlich aus. Während im Königreich Hannover kurzerhand die Verfassung außer Kraft gesetzt und oppositionelle Professoren des Landes verwiesen wurden, ließ der ausgesprochen liberale Großherzog von Baden schon 1831 die Pressezensur wieder aufheben. Im Gefolge unterschiedlicher Zeitströmungen formierten sich konservative, liberale und demokratische Gedanken zu festen Überzeugungen, auf deren Grundlage die ersten politischen Parteien entstanden.

Im März 1848 brachen die Gegensätze dann offen aus. Soziale und politische Spannungen (Verfassungskonflikte, Übergang zur kapitalistischen Großproduktion, Arbeitslosigkeit, Hungerrevolten) hatten im sogenannten Vormärz an Schärfe zuge-

nommen. Die Revolution von 1848/49 war für deutsche Verhältnisse sehr heftig und blutig, sie war auch ebenso hilflos wie ideenträchtig. Quer durch alle Parteien bekannte man sich zur deutschen Einheit, wobei interessanterweise die radikalsten Linken auch zu den enthusiastischsten Großdeutschen gehörten, die auch Österreich in den gemeinsamen Reichsverband eingliedern wollten.

Die Bastion der Freiheit war das revolutionäre Baden.

Das erste gesamtdeutsche Parlament trat am 18. Mai 1848 in Frankfurt am Main zusammen. Die 830 Abgeordneten verkündeten nach endlosen Debatten am 27. Dezember ein «Gesetz über Grundrechte des deutschen Volkes». Es garantierte vorrangig die Rechte des einzelnen Bürgers gegenüber den staatlichen Behörden. Soziale Fragen, die immer mehr zum Problemfall gerieten, blieben unberücksichtigt. Überhaupt trägt vieles aus dieser Zeit den Stempel des Provisorischen, Unausgegorenen, Utopischen. Man verstand einander nicht so recht und griff von beiden Seiten schließlich zur Waffe – natürlich immer im Namen der Freiheit.

Die Frankfurter Nationalversammlung nahm am 28. März 1849 eine Reichsverfassung an, die nie zur praktischen Ausführung kam. Der König von Preußen wurde zum Deutschen Erbkaiser designiert, lehnte aber die Wahl ab. Ihm fehle das notwendige «freie Einverständnis der gekrönten Häupter», sagte Friedrich Wilhelm IV., der großen Wert auf monarchische Solidarität legte. Im Übrigen war der Preußenkönig ein friedliebender Geist, ein Romantiker auf dem Thron, dem Blutvergießen derart widerstrebte, dass er im März 1848 seine drückend überlegenen Truppen aus dem revoltierenden Berlin abziehen ließ. Am Ende musste aber auch er ein Jahr später die Armeen in Marsch setzen.

Den Schlussakkord der Revolution erlebte das liberale Baden, dessen Soldaten auf die Seite der Revolutionäre übergelaufen waren, als Schlachtfest. Reichstruppen und preußisches Militär machten den linksradikalen Rebellen den Garaus. Die Sieger benahmen sich maßlos wie immer: Preußen warf missliebige Parlamentarier zur Tür hinaus, in Österreich wurden sie gelegentlich, wie Robert Blum, auch erschossen. Das Sturmjahr 1848 versank im Katzenjammer; Reichsgedanke, Liberalität und Bürgerstolz schienen für Jahrzehnte entschwunden. Verklungen waren auch die martialischen Reime von Ferdinand Freiligrath:

«Das ist das alte Reichspanier,
Das sind die alten Farben!
Darunter hauen und holen wir
Uns bald wohl junge Narben!

Denn erst der Anfang ist gemacht,
Noch steht bevor die letzte Schlacht!
Pulver ist schwarz,
Blut ist rot,
Golden flackert die Flamme!»

Doch nun geschah ein Wunder. Selbst das Fiasko des politischen Aufbruchs von 1848/49 konnte deutsche Einheitssehnsüchte nicht zum Verstummen bringen. Die Gedanken zumindest waren frei und äußerten sich immer häufiger auch

Jacob Carl Kahl, Burschenschafter aus Darmstadt, Heidelberg und Gießen, auf einer Zeichnung aus dem Jahre 1819, vermutlich von Ernst Fries. Bild: Public Domain, Wikimedia

Karte zum Mittagsmahl beim MAIFEST auf dem Hambacher Schloss 27ten Mai 1832. Nro.

Einlasskarte zum Hambacher Fest 1832. Foto: HJunghans, Wikipedia, CC-BY-SA 4.0

Bild links: Sitzung der Frankfurter Nationalversammlung. Bild: Public Domain, Wikimedia

Bild rechts: Barrikadenkämpfe in Berlin im März 1848. Erkennbar ist die schwarz-rot-goldene Fahne der Monarchie-Befürworter in der Mitte und die Trikolore der Republikaner rechts. Bild: Public Domain, Wikimedia

Die Germania von Philipp Veit (1793–1877). Bild: Public Domain, Wikimedia

in Grundsatzreden. Preußen sah sich fast zwangsläufig auf den Weg einigungspolitischer Initiativen verwiesen, so wie 1834 mit der Gründung des Zollvereins. Vor allem in Norddeutschland schloss man sich den Einheitsbestrebungen an, während südlich des Mains namentlich Bayern und Württemberg einen deutschen Zusammenschluss unter preußischer Dominanz fürchteten wie der Teufel das Weihwasser. Und König Georg von Hannover, nicht nur physisch blind, war der Stachel im Fleische Norddeutschlands – ein ewig gestriger Reaktionär mit feudalistischen Allüren.

Den «Grund, der uns die Einheit verlieren ließ» erklärte sich Otto von Bismarck zu dieser Zeit so: «Es ist, wie mir scheint, ein gewisser Überschuss an dem Gefühle männlicher Selbständigkeit, welcher in Deutschland den Einzelnen, die Gemeinde, den Stamm veranlasst, sich mehr auf die eigenen Kräfte zu verlassen als auf die der Gesamtheit.» Das hat sich 150 Jahre später gründlich ins Gegenteil verkehrt und ist in eine Mentalität der Staatsversorgung und persönlichen Passivität abgeglitten.

Kontrovers wurde die Einheitsproblematik damals vor allem hinsichtlich des Habsburgerreiches diskutiert. Der großdeutsche Gedanke vertrat die historische begründete Einbindung der deutschstämmigen Österreicher in den erstrebten Nationalstaat; die Kleindeutschen wollten nichts von Habsburg wissen, das die Balkan-Zeitbombe immer mit sich schleppen würde. In Preußen musste man kleindeutsche Lösungen favorisieren, anderenfalls wäre die österreichische Hegemonie im künftigen Reich nicht zu vermeiden gewesen und Berlin wollte sich Wien ebenso wenig unterordnen wie umgekehrt.

Groß- und kleindeutsche Strategie standen sich entgegen.

Im Konflikt um Schleswig-Holstein 1864 gingen Preußen und Österreich noch gemeinsam militärisch gegen dänische Expansionsgelüste vor und jagten dem König in Kopenhagen einen gehörigen Schrecken ein. Doch zwei Jahre später war der große Konflikt ausgebrochen – ein deutsch-deutscher Bruderkrieg par excellence.

Der Wiener Regierung, spätestens seit dem Frankfurter Fürstenkongress 1863 in der Rolle des Hemmschuhs für Deutschlands Einheit, gelang es, die süddeutschen Staaten nebst Hannover in den antipreußischen Feldzug hineinzuziehen. Mit sicherem Instinkt trat auch Sachsen wieder an die Seite der Verlierer.

Die ganze Angelegenheit dauerte im Sommer 1866 nur 40 Tage, dann waren die Habsburger und ihre Vasallen schwer geschlagen: Österreich und Sachsen bei Königgrätz durch das Genie des preu-

Hinrichtung von Robert Blum am 9. November 1848 auf der Brigittenau bei Wien. Zeitgenössisch dargestellt von Carl Steffeck (1818–1890). Bild: Deutsches Historisches Museum, Public Domain, Wikimedia

ßischen Generals Moltke, Hannover bei Langensalza, Baden und Württemberg bei Tauberbischofsheim, Hessen bei Laufach, Bayern bei Hünfeld (wo die blau-weißen Kürassiere vor den «Saupreiß'n» bis nach Schweinfurt ausrissen). Friedrich Engels, der selbsternannte große Guru militärischer Prophezeiungen irrte sich gewaltig, als er in britischen Zeitungen den sicheren Sieg der pro-österreichischen Koalition vorhersagte.

Nachdem die Interessenkollision zwischen Preußen und Österreich durch den Schwertstreich von Königgrätz und einen nachfolgend durch Kanzler Otto von Bismarck konstruierten, sehr milden Friedensschluss bereinigt war, konnte die kleindeutsche Variante der Einheit erprobt werden. Preußen schloss eine Allianz mit der deutschen Nationalbewegung. Staaten wie Hannover, Hessen-Nassau, Schleswig und Holstein sowie die Freie Reichsstadt Frankfurt am Main verschwanden von der Landkarte, der Deutsche Bund wurde im August 1866 aufgelöst.

Für vier Jahre existierten die «drei Deutschlands»: Deutsch-Österreich, die Länder südlich des Mains (Bayern, Württemberg, Baden und Hessen-Darmstadt) und der Norddeutsche Bund. Letzterer, gegründet am 9. Februar 1867, war ein Zusammenschluss von 22 Staaten und freien Städten auf föderativer Grundlage. In seiner verfassungsmäßigen Struktur nahm er das Deutsche Reich von 1871 schon vorweg. Es gab den aus freien und allgemeinen Wahlen hervorgegangenen Reichstag (297 Abgeordnete) sowie Bundesrat und Bundeskanzler. Der preußische König stand als Bundespräsident an der Spitze des Staates. Die Bundesgesetzgebung regelte Zoll- und Handelsfragen, das Strafrecht sowie Verkehrs-, Post- und Telegraphenwesen. Für Zivilgerichtsbarkeit, Kultus, Erziehung und öffentliche Bauvorhaben waren die Länder zuständig.

Der Norddeutsche Bund war der Vorläufer des Reiches.

Viele Liberale sahen im Norddeutschen Bund die Verwirklichung ihrer politischen Ziele: Verfassungsstaat, Freiheit von Wirtschaft und Gewerbe, Freizügigkeitsrecht. Sie gaben ihre Opposition gegen Bismarck auf und unterstützten den preußischen Weg zur deutschen Einheit. Auch die Demokraten südlich der Mainlinie konnten sich diesem Zug der Zeit nicht entziehen, wenngleich die 1868 in Stuttgart gegründete «Süddeutsche Volkspartei» ausgesprochen antipreußische und partikularistische

Zwischen den 1830er Jahren und 1873 erfolgte die Industrialisierung Deutschlands. Dieses 1875 vollendete Bild zeigt die Darstellung eines Eisenwalzwerks durch Adolph von Menzel (1815–1905). Als Grundlage dienten Skizzen aus Königshütte in Oberschlesien. Bild: Public Domain, Wikimedia

Kaiser Wilhelm I. (1797–1888). Bild: Public Domain, Wikimedia

Das Wartburgfest

«Am 17. Oktober 1817 war es dann so weit. Über 450 Studenten von 13 deutschen Universitäten und fünf Professoren folgten der Einladung zum Wartburgfest 1817. Am Morgen des 18. Oktober zogen sie gemeinsam hinauf zur berühmten Burg. Ihrem Zuge wehte eine Fahne voran, deren Farben schon die uniformen der Lützower [Freikorps im Befreiungskrieg gegen Napoleon] geziert hatte: Schwarz-Rot-Gold. Abends leuchteten Fackeln und Siegesfeuer weit ins Land. Feierlich gelobten die Studenten, stets für die Freiheit und nationale Einheit Deutschlands einzutreten. Mit den Flammen loderte der Hass gegen die Fürsten empor. Es kam zu einem erregenden Schauspiel. Studenten trugen einen Korb voller Bücher herbei. Einer von ihnen spießte jedes Buch mit einer Mistgabel auf und warf es – von lauten Zurufen begleitet – in das Feuer. Diese Schriften waren als reaktionär verschrien. Schließlich flogen auch ein Prügelstock und ein Zopf in die Flammen.» (*Geschichte, Lehrbuch für Klasse 7*, Volk und Wissen Volkseigener Verlag, Berlin/DDR, 1971, S. 177)

Deutsche Patrioten: Offizielle DDR-Briefmarke. Bild: Public Domain, Wikimedia

Die Mark wurde als Währung 1873 eingeführt. Foto: Jobel, CC0, Wikimedia

Otto von Bismarck (1815–1898) war mit kurzer Unterbrechung 1862 bis 1890 Ministerpräsident Preußens und 1871 bis 1890 Reichskanzler. Bild: Public Domain, Wikimedia

Grundsätze proklamierte. Geheime Schutz- und Trutzbündnisse, die Preußen nach 1866 mit Bayern, Württemberg und Baden schloss, bildeten eine Vorstufe zur endgültigen Vereinigung aller Deutschen. Sie musste umso schneller geschehen, wenn eine auswärtige Macht den Norddeutschen Bund mit Krieg bedrohte.

> Preußen, der Antreiber der Entwicklung, wurde von Deutschland zu Grabe getragen.

Eine politisch eher unbedeutende Affäre um die spanische Thronkandidatur eines Hohenzollern-Prinzen führte zum diplomatischen Konflikt mit Frankreich. Kaiser Napoleon III., innenpolitisch schwer unter Druck gesetzt von linken Republikanern, trat die Flucht nach vorn an. Seine Hoffnung, die für Paris seit 250 Jahren so vorteilhafte deutsche Zersplitterung zu verewigen, scheiterte kläglich. Napoleons Kriegserklärung an Preußen vom 19. Juli 1870 wurde von sämtlichen deutschen Staaten als Herausforderung betrachtet; von Oldenburg bis nach Bayern machte man gegen die Franzosen mobil. Da alle Länder (auch die süddeutschen) ihre Armeen nach preußischem Muster umgestaltet hatten und die Gesamtführung in den Händen eines Mannes wie Moltke lag, war der militärische Sieg über Frankreich schnell errungen.

Schon im Laufe des November 1870 traten Baden, Hessen, Bayern und zuletzt Württemberg dem Norddeutschen Bund bei. Am 31. Dezember 1870 wurde die Bundesverfassung zur Reichsverfassung erklärt. Jene großartige, weil schlichte, Kaiserproklamation im Spiegelsaal von Versailles am 18. Januar 1871 war mehr ein symbolischer Akt, der mit einer Reichsgründung eigentlich nicht viel zu tun hatte. Jetzt begann ein völlig neues Kapitel deutscher Geschichte.

Preußen, Gestalter und Antreiber dieser Entwicklung, hatte seine Schuldigkeit getan. Es wurde, wie Kaiser Wilhelm I. treffend bemerkte, von Deutschland zu Grabe getragen. Der greise Monarch, nun Kaiser einer europäischen Großmacht, ahnte wohl, welche Gefahren in den nächsten Jahrzehnten auf seine Staatsbürger lauerten. ■

Bild rechts: In der Schlacht bei Weißenburg trat am 4. August 1870 erstmals ein gesamtdeutsches Heer auf. Hier auf einem Aquarell von Carl Röchling von 1890. Bild: picture-alliance / akg-images

Norddeutscher Bund
nach dem Krieg 1866

Preußen
übrige Staaten des Norddeutschen Bundes
Hessen – nur Nordteil Mitglied
Grenze des Norddeutschen Bundes

Grafik: COMPACT

Mit Glanz und Gloria ins 20. Jahrhundert

_ 11. Kapitel

Otto von Bismarck trägt das junge Deutsche Reich in ungeahnte Höhen. Berechtigter Stolz auf die eigenen Leistungen kulminiert unter dem schillernden Kaiser Wilhelm II. Doch das Ende naht.

Linienschiffe wie diese auf einem Aquarell des Marinemalers Willy Stöwer (1864–1931) galten während des Ersten Weltkriegs bereits als veraltet. Bild: picture alliance / akg-images

«Schwarz, weiß und rot! Um ein Panier
Vereinigt stehen Süd und Norden;
Du bist im ruhmgekrönten Morden
Das erste Land der Welt geworden:
Germania, mir graut vor dir!

Mit graut vor dir, ich glaube fast,
Dass du in argem Wahn versunken
Mit falscher Größe suchst zu prunken
Und dass du gottesgnadentrunken
Das Menschenrecht vergessen hast!»

Diese sorgenschweren Verse des Revolutionsdichters Georg Herwegh waren in den 70er Jahren des 19. Jahrhunderts vielen Linksintellektuellen aus der Seele gesprochen, fürchtete man doch in jenen Kreisen die Ambitionen eines preußisch dominierten, machthungrigen und kriegslüsternen Kaiserreiches. Doch die professionellen Schwarzseher der Linken irrten, wie so oft, auch damals. Es ging friedfertig zu im Innern, wie nach außen. Zunächst mussten die Deutschen demokratische Spielregeln üben. Nur spärliche 52 Prozent aller Wahlberechtigten nahmen am 3. März 1871 an den ersten Reichstagswahlen teil. Die National-Liberalen errangen dabei mit gut einem Drittel aller Stimmen einen überzeugenden Sieg und blieben für die nächsten zehn Jahre die stärkste Partei im Parlament.

Die professionellen Schwarzseher der Linken irrten, wie so oft.

Das Deutsche Reich von 1871, für das Karl Marx nur verächtliche Worte wie «Kapitalistenherrschaft» und «Militärdespotismus» übrighatte, gehörte zu den gemäßigt konstitutionellen Monarchien. Es verkörperte einen Bundesstaat mit 25 Einzelländern und vereinigte in seiner Verfassung demokratische mit monarchistischen Elementen, föderalistische mit zentralistischen Strukturen. Dass Preußen formal die Führungsrolle im Reich übernahm, lag auf der Hand. Das Land war mit seiner Fläche, Bevölkerungszahl, Wirtschafts- und Militärmacht allen anderen deutschen Bundesstaaten weit überlegen.

Wir sollen auch unser Leben für die Brüder lassen

Karten wie diese erhielten Soldatenwitwen während des Ersten Weltkriegs. Bild: Public Domain, Wikimedia

Dennoch konnte von einer «Verpreußung» Deutschlands keine Rede sein – es sei denn, man nimmt die Uniformierung des deutschen Heeres zum Maßstab, wo sich selbst die Soldaten Bay-

Nach schweren Auseinandersetzungen mit Kaiser Wilhelm II. reichte Otto von Bismarck am 18. März 1890 seinen Rücktritt ein. Die britische Zeitschrift Punch veröffentlichte daraufhin diese Karrikatur Der Lotse geht von Bord. Bild: Public Domain, Wikimedia

erns (nach polternd-hartnäckigem Widerstand) dazu bequemten, die Pickelhaube aufzusetzen. Die deutsche Reichspolitik wurde nach Bismarcks Abgang 1890 immer weniger von Preußen geprägt, was auch in der Person des Reichskanzlers (etwa der Bayer Hohenlohe-Schillingsfürst) zum Ausdruck kam. Der Staat Preußen hatte seinen Erfolg im Vollzug der kleindeutschen Einigung mit dem Verlust seiner Unabhängigkeit und Souveränität bezahlt. Im Gegenzug beeinflussten preußische Wertvorstellungen und Leitbilder das übrige Deutschland in erheblichem Maße. Statt einer «Verpreußung» kam es zur Symbiose zwischen Potsdam und Weimar. Überdies war man klug genug, zunächst eine politische Union herbeizuführen und erst danach die finanzielle. Durch das Reichsmünzgesetz von 1873 wurden die insgesamt acht Landeswährungen (u.a. Taler, Gulden, Schilling, Franken) in der stabilen Mark zusammengefasst.

Erst kam die politische Einheit, dann die Währungsunion.

Zweifellos gehörte das Deutsche Reich auf dem Feld der Innenpolitik nicht zu den Musterdemokratien; dasselbe trifft aber auch für in dieser Hinsicht oft gepriesene Staaten wie Großbritannien oder Frankreich zu. Das gesamtdeutsche Wahlrecht war (im Gegensatz zu manchen Bestimmungen der Einzelstaaten) außerordentlich liberal. Es gab keinerlei Sperrklauseln oder Fünf-Prozent-Hürden. So erlangten die «Welfen», ebenso anachronistische wie streitlustige Gefolgsleute des abgesetzten Königs von Hannover, regelmäßig ihre fünf bis zehn Parlamentssitze. In jedem Reichstag von 1871 bis 1912 saßen an die 30 Vertreter nationaler Minderheiten wie Polen, Dänen oder Elsässer. Mit der Verfassung von 1871 erhielten alle Juden reichsweit die offizielle Gleichberechtigung. Das förderte in gewissem Maße zwar den Antisemitismus; 1879 etwa konstatierte der Historiker Heinrich von Treitschke: «Die Juden sind unser Unglück.» Andererseits wären die französische Dreyfus-Affäre mit all ihren vehement judenfeindlichen Begleiterscheinungen oder gar mordgierige Judenpogrome wie in Russland hierzulande undenkbar gewesen.

Das Reichstagsgebäude wurde 1894 eröffnet. Zuvor tagten die Abgeordneten provisorisch im Preußischen Herrenhaus. Foto: Library of Congress, Public Domain, Wikimedia

Der vom gesamten Volk gewählte Reichstag konnte über sein Budget- und Gesetzgebungsrecht erheblichen Einfluss auf das politische Schicksal der jeweiligen Regierung nehmen und machte davon in den fünf Jahrzehnten des Kaiserreiches auch bewusst und wirkungsvoll Gebrauch. Fünf von sieben Reichskanzlern wurden unter kritischer Mitwirkung des Parlaments entlassen, obwohl der Kanzlerwechsel laut Verfassung eigentlich nur dem Willen des Kaisers unterworfen war. Unabhängigkeit der Gerichte und Koalitionsfreiheit für die Arbeiterschaft brachten zusätzliche Rechtssicherheit.

Außenpolitisch wurde Deutschland unter Bismarcks Leitung zum Friedensfaktor ersten Ranges. Sichtbarer Höhepunkt dieser Entwicklung war der Berliner Kongress vom Juli 1878, als der Kanz-

ler wie «ein ehrlicher Makler» die friedliche Regelung des Balkan-Problems zwischen Russland, der Türkei und Österreich-Ungarn zuwege brachte. Als Störenfried der europäischen Ordnung galt bis zur Jahrhundertwende vornehmlich Frankreich, das den Verlust Elsass-Lothringens nicht verschmerzen wollte und die misstönende Revanche-Trompete mit penetranter Regelmäßigkeit ertönen ließ. «Die Angriffe auf Deutschland waren das tägliche Brot der Franzosen und erstreckten sich auf alles, auf die deutsche Küche oder Architektur ebenso wie auf die deutsche Diplomatie», schreibt Friedrich Sieburg. «Die wilde Gehässigkeit dieses Treibens ... überrascht noch heute.»

Bismarck gelang es jedoch, durch den «Drei-Kaiser-Vertrag» von 1881 zwischen Deutschland, Russland und Österreich-Ungarn, die Franzosen zu isolieren. Der gallische Hahn erprobte seine Kräfte zunächst beim Aufbau eines großen asiatisch-afrikanischen Kolonialreiches und ließ seine Soldaten statt gegen den verhassten Nachbarn vorerst mit Siamesen, Berbern und Senegal-Negern kämpfen.

Die nachhaltigste europäische Vorbildwirkung erreichte Deutschland bezeichnenderweise nicht auf militärischem, sondern auf sozialem Gebiet. Es begann 1883 mit der von Bismarck initiierten Krankenversicherung und wurde von Kaiser Wilhelm II. 1889 vollendet mit dem Gesetz über Alters- und Invalidenversicherung. Ungeachtet aller heutzutage restriktiv anmutenden Bestimmungen (Rentenanspruch bestand erst mit dem 70. Lebensjahr und setzte 30-jährige Beitragszahlung voraus) war die staatlich geförderte Sozialpolitik des deutschen Kaiserreiches einmalig in Europa. Großbritannien brauchte 25 Jahre, Frankreich nahezu ein halbes Jahrhundert, um auf diesem Sektor einen ähnlichen Standard zu erreichen.

Marxistische Geschichtsschreiber, von Amts wegen verpflichtet, alles Kaiserlich-Deutsche miserabel zu finden, ebenso wie ihre geistesverwandten linkslastigen Historiker westlicher Prägung, welche vergangene Zeiten grundsätzlich nur mit heutigen Maßstäben messen, erfanden zur Relativierung des sozialen Fortschritts im Reich den Terminus «Zuckerbrot und Peitsche». Durch die knallrote Brille des Klassenkampfes betrachtet, kommt so wieder Ordnung ins Weltbild. Denn ein sozialliberales Kaiserreich preußischer Provenienz passt nicht ins Denkgefüge der Linken, die zwar heiße Tränen über Bismarcks Sozialistengesetze vergießen, dabei aber gern übersehen, dass gerade in Deutschland der Sozialdemokratie ungeahnte politische Möglichkeiten eingeräumt wurden.

Der Berliner Kongress 1878 auf einem Gemälde von Anton von Werner (1843–1915). Erkennbar sind links im Hintergrund der Russe Gortschakow im Gespräch mit dem Briten Disraeli, in der Mitte Bismarck zwischen Andrassy, dem Vertreter Österreich-Ungarns, und dem Russen Schuwalow; rechts im Hintergrund neben Bismarcks Oberarm Friedrich August von Holstein, die graue Eminenz des Auswärtigen Amts. Bild: picture alliance / akg-images

«Angriffe auf Deutschland waren das tägliche Brot der Franzosen.»
Friedrich Sieburg

Schlafwandler als Wachmacher

«Seit dem Erscheinen von Christopher Clarks Buch *Die Schlafwandler* im letzten Jahr weht ein frisches Lüftchen in der deutschen Geschichtswissenschaft: Der Muff der letzten 50 Jahre, unter dem die Thesen des Historikers Fritz Fischer aus seiner programmatischen Arbeit *Der deutsche Griff nach der Weltmacht* immer unangreifbarer gemacht wurden, wirbelte ein juveniler Australier auf, der sich den Denkverboten des neuen Biedermeier nicht beugen muss. Sein 800-Seiten-Wälzer war die Dicke Berta, die die verbunkerten Dogmen vor dem staunenden Publikum pulverisierte. Der Effekt war ähnlich wie bei Thilo Sarrazin: Die Erleichterung, dass endlich einmal einer das Naheliegende ausspricht (…).» (aus: COMPACT-Magazin 8/2014)

Mit Kaiser Wilhelm II. begann 1888 eine neue, widersprüchliche Ära. Der Monarch, mit dessen Namen sich eine ganze Epoche unserer Geschichte verbindet, repräsentierte in hohem Maße das zeitgenössische Deutschland. Der Kaiser war ein liberaler Militarist, ein intelligenter und vielseitig begabter Mann mit einem gesegneten Humor Berliner Prägung – für viele ein erschreckend moderner Preuße. Friedensliebe und Lust zur Drohgebärde vereinigten sich in ihm ebenso, wie Begeisterung über technischen Fortschritt mit romantisch-sentimentalen Auffassungen von Geschichte und Politik. «Anscheinend ist die eigentümliche Mischung aus risikobereiter Tatkraft und vorsichtigem Sicherheitsdenken etwas, das der deutschen Mentalität entgegenkommt», vermutet Gelfert in seiner Abhandlung *Wie die Deutschen wurden, was sie sind.*

Die immense Popularität Wilhelms II. beruhte nicht zuletzt auf seiner prononcierten Ausstrahlung als Kaiser aller Deutschen. Das machte Eindruck zu einer Zeit, als der eher rationale Patriotismus des alten Hohenzollern-Staates einem überschäumendem Nationalbewusstsein wich. Das Lebensgefühl einer neuen Generation äußerte sich pompös, lauthals und selbstsicher.

Man hatte als Deutscher zur Jahrhundertwende viele Gründe, Stolz für sein Land zu empfinden. Eine wirtschaftliche Großmacht mit Kolonialbesitz, ohne deren Wort in Europa keine Entscheidung mehr fiel, ein Staat mit weitgehendem sozialen Frieden, der mehr Künstler, Wissenschaftler, Erfinder und Nobelpreisträger hervorbrachte, als alle anderen zusammen, ein Reich voller Glanz und Gloria, das sich selbst immer besser gefiel. Der daraus resultierende deutsche Nationalismus besaß in Europa (vor allem bei den Franzosen) durchaus Vorbilder. Er entsprang eben nicht einer volksmäßig begründeten Aggressivität, sondern dem übersteigerten Selbstwertgefühl des mündig gewordenen Industriemenschen und dem herrschenden europäischen Zeitgeist des Imperialismus.

Das Lebensgefühl äußerte sich pompös, lauthals und selbstsicher.

In Deutschland braute sich nach 1900 eine Mischung aus vordergründig-naivem Patriotismus und nationalem Überschwang, aus phantasievollen Zielvorstellungen und idealisiertem Denken zusammen – eine geistige Befindlichkeit, die breite Bevölkerungskreise, einschließlich der Arbeiterschaft, erfasste. Der im Irrealen schwebende, ebenso hochgemute wie verunsicherte Zeitgeist fand seinen reinsten Ausdruck im Stil der «Wilhelminischen Kunst». Er befriedigte alles, was dem Bildungsbürger seine glanzvolle Vergangenheit gefällig vor Augen führte. Und er hob sich wohltuend ab von unverständlicher Dekadenz der Moderne, die begann, sämtliche Illusionen und Idyllen erbarmungslos zu zerschlagen.

Es war unwiderruflich das letzte Kapitel innerer deutscher Einheit angebrochen. Dieses «Wir sind wieder wer»-Gefühl, das vom Kaiser bis zum letzten Straßenbahnschaffner die Deutschen vereinte, sollte nicht von ewiger Dauer sein. Das Ausland begann argwöhnisch zu werden, wenn von der Maas bis an die Memel eine Spitzenleistung nach der anderen vollbracht und lautstark verkündet

Bild links: Reichstagssitzung im Jahre 1905. Bild: Machahn, Public Domain, Wikimedia

Bild rechts: Das Kaiser-Wilhelm-Denkmal an der Porta Westfalica, dem Weserdurchbruch im heutigen Ostwestfalen-Lippe. Foto: Library of Congress, Public Domain, Wikimedia

wurde. Frankreich kam sich gegenüber dem rheinischen Nachbarn bald wie ein Industriezwerg vor, die Briten wollten es nicht fassen, dass deutsche Schiffe die Handelsmarine des gloriosen Albion in den Schatten stellten, der Zar fürchtete spätestens seit der russischen Revolution von 1905 Deutschlands Beispiel politischer Toleranz gegenüber Sozialisten und Marxisten. Nur der pflichtbewusste alte Kaiser in Wien hielt mit seiner «fortwurstelnden» Donaumonarchie zu Deutschland. Eines Tages, so Wilhelm II. ahnungsvoll, werde man die Nibelungentreue der Österreicher teuer bezahlen müssen.

Sicherlich ist Deutschland bis 1914 nicht systematisch von Feinden eingekreist worden, vielmehr stellte seine Außenpolitik sich manchmal selbst ins Abseits. Militärische Denkweisen erlangten zuweilen den Vorrang gegenüber staatsmännisch-diplomatischen. Die forcierte Flottenrüstung verstrickte Deutschland in einen letztlich verhängnisvollen Wettstreit mit Großbritannien. Warum die Engländer sich freilich von der noch weitaus aggressiveren Aufrüstung zur See der USA damals nicht bedroht fühlten, wird immer ihr Geheimnis bleiben. Der vom Generalstabschef Alfred von Schlieffen realistisch einkalkulierte Zwei-Fronten-Krieg unter Neutralitätsverletzung Belgiens raubte der deutschen Diplomatie von vornherein dringend benötigten Verhandlungsspielraum und diente den Briten als erwünschter Vorwand zum Kriegseintritt 1914.

Die völlig unnatürliche Koalition zwischen dem demokratisch-parlamentarischen Frankreich und dem asiatischen Despotismus Russlands ließ in Deutschland fatalistische Kriegserwartungen und Visionen vom Endkampf zwischen Germanen, Slawen und Romanen aufkommen. Dabei ist ganz unzweifelhaft, dass spätestens seit der 2. Marokkokrise 1911 in fast allen europäischen Hauptstädten auf den unvermeidlich scheinenden Krieg hingearbeitet wurde.

Da Deutschland den Ersten Weltkrieg verlor, musste es nach Siegerlogik auch an dessen Ausbruch schuldig sein. Diese These ist hierzulande immer noch Allgemeingut, verbreitet von einer Schule nationalmasochistischer Historiker; der Zusammenbruch von 1945 tat das Seine, die Hirne weiter zu vernebeln. Ideologen mögen ewig darüber streiten – hält man sich an Tatsachen, dann ist die alleinige Kriegsschuld Deutschlands nicht einmal ansatzweise feststellbar. Zu diesem Thema stellte der Oxford-Professor Hew Strachan fest: «Territoriale Expansion hatte für Deutschland keine Priorität und war keine Ursache des Ersten Weltkriegs.» War Strachan 2004 noch ein einsamer Rufer in der Wüste, kam durch das Buch des australischen Historikers Christopher Clark *Die Schlafwandler. Wie Europa in den Ersten Weltkrieg zog* diese Wahrheit auch in Deutschland wieder ans Tageslicht.

Was sich im August 1914 von Hamburg bis München deutlich manifestierte, war eine heutzutage erstaunliche Kriegsbegeisterung. Jubel und Hurra-Rufe allerorten, fast alle waren für den Kampf. Zum Erschrecken der sozialistischen Dogmatiker marschierte auch die Arbeiterschaft voll vaterländischen Pflichtgefühls ins Feld. Von diesem Schock

Als einzige deutsche Kolonie konnte Ostafrika bis Kriegsende behauptet werden. Diese Darstellung von Carl Arriens zeigt einen Durchbruch der Schutztruppe über den Rowuma Mitte November 1917. Bild: Public Domain, Wikimedia

Die Deutsch-Ostafrikanische Rupie war von 1890 bis 1920 in Umlauf. Foto: DJM (talk), Public Domain, Wikimedia

Die Sieger verkündeten: Deutschland war allein schuld am Krieg.

Deutsche Kolonien

Am Wettrennen der Mächte um Überseegebiete beteiligte sich Deutschland ernsthaft erst ab etwa 1880. Dennoch gelang es Berlin, bis 1900 zum viertgrößten Kolonialreich aufzusteigen.

Die meisten der militärisch kaum gesicherten Territorien gingen bereits zu Beginn des Ersten Weltkriegs verloren. Lediglich Ostafrika konnte sich bis zum Waffenstillstand 1918 halten.

Die deutlichsten Spuren hinterließ die Kolonialzeit in Namibia (Deutsch-Südwestafrika), wo Deutsch bis heute eine der Umgangssprachen zwischen den Ethnien ist.

Grafik: COMPACT

> Im Versailler Vertrag wurde das ganze deutsche Volk schuldig gesprochen.

erholte sich die marxistische Ideologie lange nicht, wie immer, wenn die Wirklichkeit der reinen Lehre zuwiderläuft. Kaum ein Arbeiter dachte 1914 an den von Marx und Engels gepredigten Klassenkampf, geschweige denn, dass jemand den obskuren Schweizer Exilanten Wladimir I. Lenin ernst genommen hätte.

«Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche», erklärte Kaiser Wilhelm II. am 4. August 1914. Das war ein wirkungsvolles Schlagwort mit realistischem Hintergrund. Denn jeder Mensch in Deutschland, ob Konservativer oder Sozialdemokrat, Protestant oder Katholik, alt oder jung, gebildet oder primitiv, glaubte fest an den Sieg seiner gerechten Sache. Wie sollte ein Heer mit preußischer Ausbildung je geschlagen werden? Doch Preußen stellte schon 1914 eher eine historische Reminiszenz dar. Auf seine traditionellen schwarz-weißen Fahnen war das Rot des Reiches und des Blutes gekommen.

Das stolze, hochfahrende Deutschland sah sich 1919 als Paria unter den europäischen Nationen, verarmt und ausgeblutet durch vier Jahre Krieg gegen eine übermächtige Koalition und deren Hungerblockade. Im Versailler Vertrag hatte man ein ganzes Volk schuldig gesprochen, ohne ihm die geringste Möglichkeit zur Verteidigung einzuräumen. Der Kriegsschuldartikel 231 lud auf Deutschland die Bürde alleiniger Verantwortung für den Ausbruch des Ersten Weltkrieges. Auf diesen Paragraphen stützten sich auch sämtliche unsinnig hohen Reparationsforderungen von zunächst 226 Milliarden Reichsmark.

Derartige ökonomische Unvernunft fand ihre Ergänzung durch politisch-moralischen Irrsinn. Frankreich verabreichte seinem Nachbarn eine Ohrfeige nach der anderen, die militärische Besetzung des Ruhrgebietes 1923 war der Höhepunkt. Ost-Oberschlesien mit Kattowitz wurde von Deutschland getrennt, obwohl sich 60 Prozent der Einwohner in einer Volksabstimmung dagegen erklärt hatten. In Westpreußen, Memelland und der Provinz Posen fragte man die Bevölkerung sicherheitshalber gar nicht erst und schlug das Gebiet den Polen und Litauern zu. Danzig wurde zum anachronistischen Gebilde einer «Freien Stadt». Es ergab sich die einmalig groteske Situation, dass Deutschland aus zwei voneinander isolierten Teilen bestand: Ostpreußen als Insel mitten im polnischen Ländermeer. Konflikte waren dadurch schon vorprogrammiert.

Nicht nur deutsche Soldaten glaubten bei Kriegsbeginn 1914 an einen schnellen Sieg. Foto: Public Domain, Wikimedia

Was der SPD-Vorsitzende und Reichspräsident Friedrich Ebert über den «Gewaltfrieden» von Versailles im Mai 1919 sagte, sollte manchem sozialdemokratisch angehauchten Historiker in den Ohren klingen: «Gewalt ohne Maß und Grenzen soll dem deutschen Volk angetan werden. Aus solchem aufgezwungenen Frieden müsste neuer Hass zwischen den Völkern und im Verlauf der Geschichte neues Morden erwachsen.» Der Mann war ein Prophet.

Heines Vermächtnis

Die veröffentlichte Meinung dieses Landes vermittelt seit langem den Eindruck, Deutschlands Geschichte habe erst am 30. Januar 1933 begonnen und zwölf Jahre später geendet; Jahre, an denen wir alle bis heute gefälligst zu leiden und für die wir ewig zu büßen hätten. Unsere Vergangenheit begann aber nicht 1933 und endete auch nicht in diesem Jahr. Es begann allenfalls die Zeitgeschichte, deren anfängliche zwölf Jahre es unter anderem mit sich brachten, dass Heinrich Heine als «Judensau vom Montmartre» geschmäht wurde. Den argen Spötter, der selbst kräftig auszuteilen gewohnt war, hätte das wahrscheinlich kalt gelassen, wusste er doch, von wem es kam. Er hat seinen Glauben an die inneren Werte des deutschen Volkes nie verloren, auch wenn er zum Schluss den Wohnsitz in Paris nahm. Von dort schrieb er:

«Ja, ich gestehe, es hängt mein Herz
Ein bisschen an dem alten
Deutschland noch immer, ich denke noch gern
An die schönen verlornen Gestalten.»

Mit solchen und ähnlichen Versen würde der Dichter wohl hierzulande schnell als Rechtsextremist denunziert werden. Was Joachim Fernau vor 30 Jahren beklagte, gilt bis heute und heute mehr denn je: «Wir leben in einem für immer aufrecht erhaltenen Bewusstsein, als einziges Volk der Erde eine vollkommen unsühnbare Vergangenheit zu haben. Das ist erschütternd in seiner Unsinnigkeit, Heuchelei und Brutalität.»

Vielleicht aber wird eines Tages Realität werden, was Heinrich Heine Anfang des 19. Jahrhunderts seinen Landsleuten wünschte:

«Alles Schöne kommet wieder,
Alles Gute kehrt zurück;
Und der Deutsche, fromm und bieder,
Froh genießt sein deutsches Glück.» ■

Bild oben: Wilhelm II. ging am 10.11.1918 ins niederländische Exil, wo er 1941 starb. Anfang des 20. Jahrhunderts stellte ihn der Porträtmaler Christian Hegden dar. Bild: Public Domain, Wikimedia

Deutschlands Verstümmelung
MEMELLAND
NORD-SCHLESWIG
DANZIG
OSTPREUSSEN
WESTPREUSSEN
DEUTSCHES REICH
Unbesetztes Reichsgebiet nach Auswirkung des Vertrages:
436000 qkm Land, 53500000 Einwohner.
Berlin
Verluste des Deutschen Reiches
POSEN
SOLDAU
POLEN
HOLLAND
RHEINLAND
EUPEN
MALMEDY
OBER-SCHLESIEN
HULTSCHINER-LAND
SUDETENDEUTSCHE
TSCHECHOSLOWAKEI
Verluste Deutsch-Österreichs
LOTHRINGEN
ELSASS
ÖSTERREICH
TIROL
SCHWEIZ
SÜDTIROL
KÄRNTEN
BURGENLAND

Heute undenkbar: Schulkarte aus der Weimarer Republik. Österreich gehört noch ganz selbstverständlich zur deutschen Nation. Bild: Braun–Ziegfeld, Geopolitischer Geschichtsatlas